

WERKMITTEILUNGEN

STAHL- UND RÖHRENWERK REISHOLZ GMBH. DÜSSELDORF-REISHOLZ

NUMMER 29 · OKTOBER 1957



In eigener Sache

Berichte der Werkleitung zur Geschäftslage forderte einer der Diskussionsredner in der Betriebsversammlung am 18. Juli in Reisholz. Aus der Situation, in der sich die Werkleitung hinsichtlich dieses Wunsches befindet, muß die Forderung begrüßt werden. Wenn der Redner in erster Linie wohl an eine entsprechende Erweiterung der Tagesordnung dachte, ist bisher aber kein Weg beschritten worden, den Betrieb in seiner Gesamtheit an diesen Versammlungen teilhaben zu lassen. Das wird auch zukünftig eine Schwierigkeit bleiben, weil eben immer nur die gerade im Werk Anwesenden eine Möglichkeit der Teilnahme haben. Einschließlich Verwaltung und der nicht im Schichtbetrieb arbeitenden Abteilungen wird es zwar der größere Teil der Werkangehörigen sein, es ist aber nicht einzusehen, warum man sich der Werkleitung nicht bedient, um auch alle nicht erscheinenden Kollegen zu erreichen. Das gilt ebenso für die jeweils fälligen Berichte der Betriebsräte wie für die Erwartungen hinsichtlich einer größeren Bereitschaft zur Publizität seitens der Werkleitung. Mitbestimmen setzt Mitwissen voraus und eine der Aufgaben der Werkleitung ist, dem Mitwissen und Mitverstehen die notwendige Grundlage zu schaffen. Dazu dienen u. a. die immer wieder veröffentlichten Beiträge unter dem Titel „Ein Blick auf den anderen Arbeitsplatz“. Einen solchen Blick auch auf den Arbeitsplatz der Unternehmensführung werfen zu können, darum handelt es sich ohne Zweifel bei der Forderung, die in der erwähnten Betriebsversammlung ausgesprochen wurde. Für das Mitverstehen im Arbeitsbereich der Unternehmensführung wird es allerdings unerlässlich sein, daß sich die Leser der Werkmitteilungen gewisse Grundlagenekenntnisse erarbeiten. Unter diesem Gesichtspunkt sind bereits eine Reihe von Veröffentlichungen erfolgt. Auf einige soll hier nochmals hingewiesen werden:

	Heft	Seite
Hier versagt das Kontokorrent	16/1955	6
Nur 6 Prozent lesen Wirtschaftsteil	17/1955	30
Die Nutznießer der Produktivität	17/1955	32
Berge, die nicht in den Himmel wachsen	18/1955	60
Warum ist die Kohle so knapp?	20/1955	118
Warnstreiks um Milch	20/1955	120
Propaganda — Reklame — Werbung	20/1955	136
Kartelle — ja oder nein?	22/1956	40
Brüderlichkeit in der Wirtschaft	22/1956	40
„Erst wäge, dann wage“	23/1956	75
Wertpapiersparen für unsere Belegschaftsmitglieder	24/1956	96
Warum wir werben	26/1957	6

Eine Anzahl der unter dem Titel „Frau Paffmann macht in Wirtschaftskunde“ veröffentlichten Beiträge diente ebenfalls diesem Zweck. Angestrebt wird dabei die Förderung eigener Meinungsbildung. Diese Absicht bringt es mit sich, daß wir gerade solche Beiträge gern auswählen, die sich durch eine ungewohnte Betrachtungsweise wirtschaftlicher Vorgänge auszeichnen und neue Gedanken enthalten. Unter diesem Gesichtspunkt bringen wir in diesem Heft den nebenstehenden Beitrag von Hellmuth Frowein.

In der Frage des Nachdrucks von Veröffentlichungen aus anderen Zeitschriften darf wohl der Standpunkt vertreten werden, daß sie gerechtfertigt sind, wenn ihr Inhalt nicht als allgemein bekannt vorausgesetzt werden darf und sie der Meinungsbildung dienlich sein können. Da die mit Namen oder Zeichen des Verfassers versehenen Beiträge seine eigene Auffassung darstellen, wird nach wie vor darum gebeten, abweichende Meinungen durch Zuschriften an unsere Werkzeitung zum Ausdruck zu bringen. Etwas mehr Beteiligung in dieser Hinsicht würde die einzelnen Hefte noch interessanter machen; das aber liegt bei den Lesern. Die an der Gestaltung dieser Hefte Beteiligten haben durchaus nicht die Absicht, all das abzufiltern, was Widerspruch herausfordern könnte. Damit wäre nämlich die absolute Farblosigkeit das Schicksal unserer Werkzeitung, und der anderweitig schon erhobene Vorwurf des „Gartenlaubensstils“ würde auch uns treffen. Während der zurückliegenden Zeit hat die Werkleitung in erfreulicher Weise darauf verzichtet, diesen Hefen ein ihr genehmes Gesicht zu geben. Sollten unsere Leser allerdings gegenteiliger Meinung sein, dann wäre eben das ein Grund mehr, sich mit entsprechenden Beiträgen oder Zuschriften zu beteiligen. Unsere Werkmitteilungen sollen nämlich auch ein Organ der Aussprache sein.

Hellmuth Frowein

Wirtschaftsgestaltung und wirtschaftliche Eigentum

Jeder von uns hat schon einmal die Bemerkung gehört oder selbst getan, dieser oder jener sei ein reicher Mann! Und dabei gingen uns die verschiedensten Vorstellungen durch den Kopf, wie dieser Reichtum wohl aussehe. Da denkt der eine an die großen wirtschaftlichen Unternehmen, welche diesem Mann gehören, der andere sieht vielleicht den prächtigen Hausbesitz oder vermutet gar ein Bankkonto von beträchtlicher Höhe. Unsere Vorstellungen vom Reichtum sind also recht unterschiedlich und bei genauerem Hinsehen nicht einmal miteinander vergleichbar. Das soll uns an einem Beispiel klar werden:

Herr Geruhsam hat beispielsweise 100 000 Mark geerbt, teils in Form von Bargeld, teils als Schmuck oder Wertpapiere und letztlich auch noch Grundstücke mit verschiedenen Wohngebäuden. Seine Freunde und Verwandten, die seit kurzem eigentümlich freundlich zu ihm sind, besuchen ihn nun öfter, und Herr Geruhsam zeigt ihnen, weil es ihm selbst so viel Freude bereitet, seine Häuser, seine Ländereien, ja vielleicht sogar seinen geöffneten Geldschrank mit Banknoten, Schmuck und Wertpapieren. Sein Reichtum ist also direkt anschaulich, jeder, dem es Herr Geruhsam erlaubt, kann dessen Vermögen sehen, begreifen oder begehen. So also sieht ein Vermögen von 100 000 Mark aus!

Nun gibt es aber auch einen Nachbarn mit Namen Wirksam. Dieser wird von seinen Freunden für enorm reich gehalten, denn ihm gehört ein großes Industriewerk mit 500 Arbeitern. Herr Wirksam macht nun jährlich eine Bilanz, das heißt er stellt zusammen, was er alles in seinem Werk an Vermögen vereinigt, als da sind Gebäude, Werkshallen, Kräne, Maschinen, Autos und eine Menge von größeren und kleineren Einrichtungs- und Arbeitsgegenständen. Er nennt dies sein „Anlagevermögen“. Dann errechnet er sein sogenanntes „Umlaufvermögen“. Warenvorräte, Forderungen an Kunden, Guthaben bei Banken, die zwar täglich in der Höhe sich verändern, aber einmal im Jahre punktgenau festgehalten werden für die Bilanzierung. Und als er nun alles addiert, da kommt die stattliche Zahl von sage und schreibe 1 Million heraus. — Aber Herr Wirksam darf bei seiner Rechnung nun leider nicht aufhören. Er muß nun noch

etwas anderes addieren, und das sind seine Schulden, die er seine „Passiva“ nennt. Und so stellt er also weiter zusammen: Hypothekenschulden, Bankschulden, Darlehen, Lieferantenschulden usw. — Wenn er nun alle seine „Passiva“ addiert hat, dann muß Herr Wirksam feststellen, daß es insgesamt 900 000 Mark sind. Da seine Aktiva 1 Million betragen und die Passiva zusammen 900 000 ausmachen, so ermittelt er also sein sogenanntes „Reinvermögen“ mit 100 000 Mark. Er hat also genau so viel Vermögen, wie sein Nachbar Geruhsam nach seiner Erbschaft besitzt!

Herr Wirksam hat natürlich auch eine Menge Freunde, und auch diese würden zu gern einmal einen sichtbaren Eindruck von dem Reichtum des Herrn Wirksam haben, und Herr Wirksam führt sie also durch sein Werk. Ja, was sehen diese Menschen denn da? Sehen sie etwa das Vermögen des Herrn Wirksam? Die Maschinen! Nein, denn diese betragen ja bereits mehrere 100 000 Mark, also mehr als sein ganzes Reinvermögen ausmacht. Die Grundstücke! Die machen ebenfalls mehr als sein Vermögen aus! Und die übrigen sichtbaren Werte: Waren, Bargeld oder die Kundenforderungen. Sind sie wirklich Teile seines Vermögens von 100 000 Mark? Irgend etwas stimmt da nicht! Dabei gehören die Grundstücke doch einwandfrei Herrn Wirksam, denn das steht sogar im Grundbuch, ist also öffentlich beurkundet! Auch die übrigen Werte wird ihm niemand streitig machen wollen. Jeder weiß, daß sie ihm „gehören“.

Wir spüren, daß wir da einem Rätsel, einem Geheimnis auf der Spur sind! Aber wir wollen die Phänomene noch

Titelbild: Der gelähmte Uhrmacher Stephan Ferler aus Altdorf bei Nürnberg baute sich 1685 dieses dreirädrige Wägelchen, das er durch Handkurbeln vorwärts trieb. Das erste Dreirad und — seinem Äußeren nach — ein Vorläufer des Automobils. Lesen Sie den Beitrag „Vom Holzscheibenwagen zum Automobil“ auf Seite 106.
(Foto: Archiv Beratungsstelle für Stahlverwendung)

dpa-Bild

ein wenig weiter betrachten. — Da haben wir also Herrn Geruhsam mit seinem durchaus anschaulichen Vermögen von 100 000 Mark, man kann die Teile einzeln betrachten, zusammen ergeben sie immer wieder 100 000 Mark, heute, morgen und übermorgen. Daneben sehen wir Herrn Wirksam, auch er hat ein Vermögen von 100 000 Mark, aber man kann es nicht in seinen Teilen betrachten, es ist substantiell (*körperlich, stofflich*) unsichtbar, ja, es ist eigentlich auch in der Größenordnung von 100 000 Mark nur einen Moment lang vorhanden. Nur gerade heute, am Bilanzstichtage, sind es genau 100 000 Mark, morgen ist es schon etwas mehr oder weniger, und gar in einigen Wochen oder Monaten, da hat es sich ausgedehnt oder zusammengezogen und zwischenzeitlich sich in vielerlei Hinsicht geändert. Die Zusammensetzung der Aktiva und Passiva ist eine oft völlig andere geworden, und dennoch... es ist irgendwie dasselbe Vermögen geblieben.

Die Wirtschaft, ein lebendiger Prozeß

Wenn wir nun diese beiden grundverschiedenen Vermögensarten unseres Beispiels begrifflich fassen wollen, so können wir einmal von einem ruhenden Vermögen sprechen. Ruhende Vermögen sind substantiell, realiter (*dringlich, greifbarer*) vorhanden. Daneben gibt es dynamische Vermögen, wirtschaftliche Vermögen, sie sind substantiell nicht vorhanden, sie existieren eigentlich nur als „Spannung“, als Spannungsdifferenz, eben als Saldo (*Unterschied, Differenz*) zwischen Aktiva und Passiva der wirtschaftenden Betriebe oder sonstigen wirtschaftlichen Einrichtungen. Betriebskapital kann substantiell überhaupt nur in zwei Fällen zur Gänze in Erscheinung treten, nämlich bei der Gründung eines Unternehmens, da liegt es etwa für eine kurze Zeitspanne von oft nur wenigen Stunden als Bankguthaben oder Kassenbestand vor; oder bei Liquidation (*Auflösung*) eines Betriebes, wenn sich das Kapital also aus dem Betrieb zurückziehen will, dann muß es im letzten Augenblick gewissermaßen wieder Substanzform (*Gegenständlichkeit*) annehmen. Will man aus einem ruhenden Vermögen ein wirtschaftliches, dynamisches Vermögen machen, so muß dieses Vermögen seine Substanzform aufgeben und sich rein als Prozessuales, als Spannung entfalten. Es ist wirklich ein „Entfaltungsvorgang“. Etwas in wirtschaftlicher Hinsicht Neutrales wird Plus und Minus zugleich, Substanz wandelt sich in Spannungskräfte, in Spannungskräfte, die geordnet und geformt sind. Ein wirtschaftlicher Betrieb kann nur entstehen, wenn ruhendes substantielles Vermögen als solches in einen Wirtschaftsprozess „hineingeopfert“ wird. Je mehr in einem Betrieb das Betriebsvermögen sich substantiell darstellen läßt, etwa in Form unbeweglicher Bankguthaben oder gar Spargelder, um so weniger intensiv „lebt“ dieser Betrieb, um so weniger wird hier mit einem „Pfunde gewuchert“. Und steht gar das Kapital

eines Betriebes auch nur für kurze Zeit sichtbar da, so ist das Leben des Betriebes erloschen und oft in gleicher Form nicht wieder belebbar. Das Wesen des Betriebes ist also Spannung, Bewegung, Veränderung! Dies sind aber zugleich die Wesenszüge des Lebendigen. Und damit haben wir etwas begriffen, was festgehalten werden soll zum Verständnis des Wirtschaftens überhaupt: In der Wirtschaft, der Volkswirtschaft der Betriebswirtschaft, oder wie wir es nennen wollen, haben wir es mit Kräften zu tun, die den Gesetzen des Lebendigen unterworfen sind. Wenn man dies begriffen hat, wird auch klar, warum die Volkswirtschaftslehre als Wissenschaftslehre bis heute versagen mußte. Man hat seit Anfang des 19. Jahrhunderts bis heute unablässig sich bemüht — und man kann wohl sagen, daß große Intelligenzen dabei tätig gewesen sind — die Erscheinungen des volkswirtschaftlichen Lebens rational zu erfassen, Gesetzmäßigkeiten zu finden, die dem naturwissenschaftlichen Denken entsprechen. Dieser Versuch mußte vergeblich bleiben. Und wer die Bemühungen auf unseren Universitäten vielleicht selber erlebt hat, aus der Volkswirtschafts- oder Betriebswirtschaftslehre eine Wissenschaft wie Mathematik, Physik oder Chemie zu entwickeln, dem werden auch die tragischen, ja oft tragikomischen Versuche begegnet sein, die lebendigen Erscheinungen des Wirtschaftslebens in kurze Formeln von Ursache und Wirkung zu erfassen. So viel und so wenig die Wissenschaft heute über das Geheimnis des Pflanzenlebens weiß, so viel und wenig konnten bisher die Wesenszüge des Wirtschaftslebens wirklich erfaßt werden.

Eine geistige Gestaltungskraft greift ein

Wenn wir uns nun noch einmal dem Betrieb zuwenden, so müssen wir uns fragen, welche Kräfte sind es denn letztlich, die ruhendes, substantielles Vermögen in „Spannungsvermögen“, in wirtschaftendes Vermögen wandeln können. Das sind geistige Kräfte! Es ist der Mensch in der Kraft seiner geistigen Produktivität. Erst wenn der Mensch seine geistige Gestaltungskraft ins wirtschaftliche Element ergießt, macht er aus einem Ruhenden ein wirtschaftliches Kraftgefälle. Das Ausmaß der Kapitalspannung kann daher durchaus das Kraftelement, die Potenz (*das Können*) des geistig produktiven Menschen zeigen. Wirtschaften heißt, Ruhendes, Substantielles in Spannung versetzen. Aus dieser geschaffenen und gelenkten Spannung heraus und dem ständig sich dabei vollziehenden Spannungsausgleich, sowie der stetigen Spannungsneubildung, entspringt der wirtschaftende Produktionsprozeß der tausend geschäftig hin- und hereilenden Weberschiffchen. Aus diesem Prozeß entspringen die volkswirtschaftlichen Werte und Einkommen für Hunderte und Tausende von Menschen.

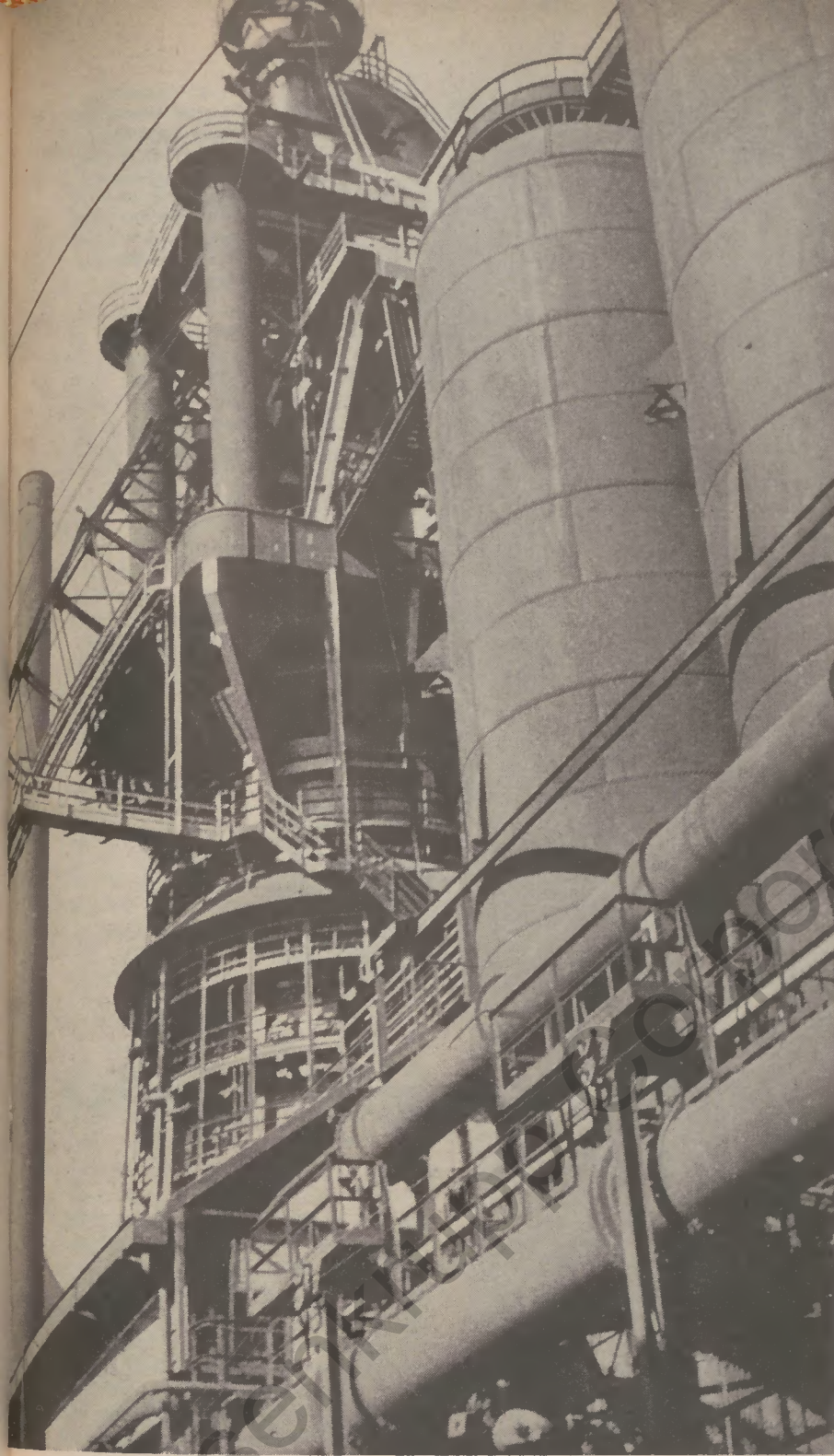
Man kann als geistiger Gestalter eines Betriebes seine eigene Potenz, seine „Spann“-Kraft überschätzen wie auch

unterschätzen. Das eine ist dabei so schädlich wie das andere. Es ist denkbar und in der Wirklichkeit durchaus vorkommend, daß das Rein-Vermögen sogar Null beträgt oder gar negativ ist und dennoch aus dem Element der Spannung wirtschaftliche Werte entstehen und vergehen. Im allgemeinen dürfte das kein gesunder Prozeß sein, doch können durchaus Gegebenheiten vorliegen, die derartiges rechtfertigen und sich als ein Ausdruck der wirtschaftlichen Potenz eines Unternehmens darlegen.

Andererseits kann sich die Schwäche der geistig produktiven Kraft eines Betriebes an einer für den Laien überaus gesunden Bilanz spiegeln. Es fehlt dann das echte Wagnis, dem das Wägen vorausgegangen sein muß. „Erst wägen, dann wagen“ heißt ein alter Spruch! Das richtige Wägen oder die Erkenntnis des eigenen richtigen Maßes ist aber zugleich die Erkenntnis der richtigen Zahl. Betriebliche Zahlen sind daher ein Element, die ein bewußtes Durchschauen der wirtschaftlichen Vorgänge ermöglichen. Das betriebliche Rechnungswesen ist aber als „Bewußtseinsvorgang“ eines modernen Betriebes wesentlich für die Bewußtseinsbildung der gesamten Volkswirtschaft und insofern ein sozial ausgleichendes Element!

Der Widerspruch heute

In dem dargestellten Bild des heutigen Betriebes lebt nun — wie wir gesehen haben — ein grundsätzlicher Widerspruch, insofern in der Gestalt des Unternehmers das geistig-produktive Element mit dem Element des rechtlichen Eigentums zu eng verknüpft wird. Der Unternehmer ist rechtlicher Eigentümer von Dingen, die wirtschaftlich gar nicht sein Eigentum sein dürfen. In unserem Beispiel war es so, das ein Unternehmer nur ein Vermögen von 100 000 Mark besaß und dennoch alle rechtliche Eigentumsgewalt über Vermögensgegenstände von einer Million ausüben kann. Die wirtschaftlichen Tatsachen liegen aber so, daß Hunderte von anderen Unternehmen in den Betrieb unseres Beispiels hineinragen, sei es als Kreditgeber (Banken), sei es als Lieferantengläubiger, und daß unser Betrieb über seine „Außenstände“, Forderungen, ebenso finanziell und wirtschaftlich wieder in andere Betriebe hineingreift. Dabei ist natürlich zunächst gleichgültig für diese Betrachtung, ob es sich um Unternehmen wie Aktiengesellschaften, Gesellschaften mit beschränkter Haftung, also um sogenannte anonyme Gesellschaften handelt oder um Betriebe unter der persönlichen Leitung eines oder mehrerer Unternehmer. Es bleibt die Tatsache, daß die Unternehmer (bzw. Unternehmen) einander wirtschaftlich die Hand reichen müssen und in ihren „Spannungsfeldern“ miteinander verwoben sind. Man kann also mit einer gewissen Berechtigung sagen, daß im wirtschaftlichen Sinne die Betriebe mehr oder weniger alle miteinander finanziell beteiligt sind und sei es über die einfachste Form der Liefe-



Hochofen für eine Monatsleistung von etwa 12 000 t Roh Eisen

dpa-Bild

ranten-Abnehmer-Verbindung. Jeder Lieferantenkredit (Zahlungsziel) erlaubt in entsprechender Höhe wiederum eigene Kundenkredite und u. U. eigene Investitionen, so daß finanziell, wirtschaftlich die aktiven Vermögensgegenstände der Gesamtheit der Kreditgeber (Lieferanten, Kreditinstitute) zustehen. — Daß ein Unternehmer bzw., daß ein Unternehmen das unbeschränkte rechtliche Eigentum an dem gesamten aktiven Betriebsvermögen hat, ist aus dieser Schau heraus ein glatter wirtschaftlicher Unsinn. Wirtschaftlicher „Eigentümer“ der betrieblichen und volkswirtschaftlichen Werte ist stets nur die Gesamtheit der Wirtschaftenden in den Betrieben.

Der bisherige Eigentumsbegriff, aus dem römisch-rechtlichen Denken entstanden, umfaßt, begreift, schützt und meint letztlich immer nur das Privateigentum, das heißt im Sinne unserer Ausführungen: Das ruhende Vermögen! Mit diesem Eigentumsbegriff ist die Zivilisation so lange gut und recht ausgekommen, als das Spannungsfeld der modernen kapitalintensiven Wirtschaft noch nicht im heutigen Ausmaße vorhanden war. Dagegen kann ein neuzeitliches, in Spannung befindliches wirtschaftlich-dynamisches Vermögen von den Rechtsvorstellungen des privaten ruhenden Eigentums nicht mehr erfaßt werden. Dieses Eigentumsdenken ist direkt ein Fremdkörper im Wirtschaftsleben der Menschen und schafft als solcher naturgemäß Störungen im Sozialgefüge. Die wirtschaftliche Tatsache eines gemeinschaftlichen Eigentums aller wirtschaftenden Betriebe muß in der Zukunft auch eine rechtliche Form finden. Die östliche bolschewistische Lösung der Aufhebung des Privateigentums an den Produktionsmitteln ist zwar aus diesem echten Dilemma entstanden, jedoch ebenso eine echte Fehllösung, indem im Grunde der unveränderte Eigentumsbegriff von der Einzelperson auf das allmächtige Staatsgebilde übertragen wird. So wird die Wirtschaft lediglich Privateigentum des Staates, aber nicht der wirtschaftenden Menschen.

Lösungsversuche

Es liegt auf der Hand, daß neue Lösungen gefunden werden müssen. Sie zielen auf ein Durchschauen der verschiedenen innerhalb des Wirtschaftslebens sich zur Wirksamkeit bringenden sozialen Funktionen. Es wird durchschaut werden müssen, daß das, was wir heute gemeinhin als unternehmerische Funktion betrachten, das geistig-produktive Element ist, durch das die wirtschaftlichen Spannungselemente erzeugt werden, und es wird klar werden müssen, daß die rechtlichen Eigentumsverhältnisse demgegenüber etwas ganz anderes sind. Sie können nicht mehr an eine private Person geknüpft werden, sondern in ihnen muß sich die Gemeinschaft mündiger Menschen zur Geltung bringen. Die Wirtschaft muß deshalb heute von sich aus zu einem neuen Eigentumsbegriff kommen, der eine wirtschaft-

liche Nutzung nur zum eigenen Vorteil nicht mehr erlaubt. Vielleicht sollte dieser Eigentumsbegriff eine Metamorphose (*Gestaltwandlung*) der Funktion des „Lehens“ beinhalten. Werden auf diese Weise die rein geistigen Funktionen unterschieden von den rechtlichen Beziehungen, dann können sich als drittes klar die wirtschaftlichen Sachbeziehungen, die den Warenkreislauf zum Inhalt haben, herausgestalten. Auf diese Weise lernt man durchschauen, wie aus der Wirtschaft selbst heute die Trennung der geistigen, der rechtlichen und der rein wirtschaftlichen Funktionen gefordert wird. In solchen Zielsetzungen hat man auch das Gegengewicht gegen das, was heute im Bolschewismus sich als Zukunftslösung anpreist. Denn eine solche soziale Lösung vernichtet nicht, wie im Bolschewismus, die persönliche Freiheit, sondern gibt ihr den zur Entfaltung jeder geistigen Produktivität notwendigen Wirkungsraum. Sie schafft aber auch nicht, wie im Kapitalismus, durch einen falsch verstandenen Eigentumsbegriff unsoziale Entrechtungen, sondern läßt eine Teilnahme aller Mündigen zu. Aus echter Freiheit und echter Rechtsgleichheit aber erwächst dann zugleich auch echte Brüderlichkeit.

Die Geschichte der letzten Jahrzehnte zeigt mancherlei Anzeichen in dieser Richtung, und es wäre einmal interessant zu untersuchen, weshalb diese Ansätze nicht zu größerer Bedeutung gelangten. Der Hauptgrund wird sein, daß das eigentliche Problem in seinem vollen Umfange nicht erkannt worden ist, und Lösungsansätze nur aus den jeweils vorliegenden konkreten Nöten entstanden. Die Gestaltung und Verwirklichung dieses Ziels wird kaum in theoretischer Form möglich sein, etwa durch Entwurf eines Programms! Es wird nur in Gemeinschaftsarbeit erreicht werden können. Der Grundgedanke ist zwar von jedermann einzusehen, die tatsächliche Gestaltung aber setzt Fachkenntnis voraus. So ist auch der Sinn dieser Ausführungen zu verstehen, daß hier einmal von betrieblichen Vorgängen ausgehend das Problem des wirtschaftlichen Eigentums dargestellt werden soll. Eine Lösung kann nur in ihrer allgemeinen Richtung angedeutet werden, gefunden wird sie allein durch gemeinsame Anstrengung vieler Menschen. — Anlaß zu derartigen Anstrengungen kann jedoch wiederum sein, wenn die gestellte Frage in ihrer vollen Bedeutung gesehen wird.

*) Das Lehen (feudum) war im Mittelalter ein geliehenes Gut, dessen Empfang zu ritterlichem Kriegsdienst und Treue, meistens dem Landesherrn gegenüber, verpflichtete. Im Sinne des Verfassers könnte sich die mit dem Lehen verbundene Verpflichtung heute als eine Verantwortlichkeit gegenüber der Allgemeinheit darstellen. (D. Red.)

Aus: DIE KOMMENDEN
Unabhängige Zeitschrift für freies
Geistesleben Freiburg i. Br.



Dr. R. Wagenführ,
Direktor der Statistischen Abteilung der
Hohen Behörde bei
der Begrüßung der
Arbeiterfamilien
im Cercle Municipal.
Rechts das Mitglied
der Hohen Behörde
Paul Finet.

W. R. Schloesser

Europäisches Familien-Treffen in Luxemburg

2000 Familien von Berg- und Stahlarbeitern der Montanunion haben ein Jahr lang gewissenhaft Buch über ihre Einnahmen und Ausgaben geführt. Zur Belohnung für diese Haushaltsbücher-Aktion waren jetzt stellvertretend 17 Familien aus den sechs Ländern der Gemeinschaft fünf Tage Gast der Hohen Behörde in Luxemburg. Unter ihnen befanden sich auch drei deutsche Berg- und Stahlarbeiter-Familien.

Im Hotel de Paris an der Avenue de la Liberté in Luxemburg gab es in der ersten Juliwoche wohl den aktivsten Liftboy der Welt: der Fahrstuhl dieses Luxushotels, wo sonst die Manager von Kohle und Stahl wohnen, stand kaum still, denn die jungen Söhne und Töchter von 17 europäischen Montanarbeiterfamilien wollten dieses technische Phänomen unseres Jahrhunderts, das uns so selbstverständlich wie eine Zahnbürste geworden ist, von allen Seiten kennenlernen. Schon waren Francesco aus Carbonia auf Sardinien und René aus Joudreville bei Meurs in der Parterre, da verlangten Klaus aus Düsseldorf und Baukje aus Heerlen nach dem dritten Stock. Dennoch hät-

ten sie niemals solch liebenswürdige und dankbare Gäste wie diese Arbeiterfamilien bedient, versicherten uns der Chef und die schwitzenden Kellner, die das Beste aus Keller und Küche auf die festlich gedeckten Tische zauberten. Herbert, der 13jährige Sohn eines Kokereiarbeiters, strahlte vor Freude, daß er seine Schuhe nicht putzen mußte, sondern sie nur vor die Zimmertür zu stellen brauchte.

Die schönen Tage von Luxemburg haben eine lange Vorgeschichte. Eines Morgens im Juni traf folgender Brief des Direktors der Statistischen Abteilung bei der Hohen Behörde, Dr. Wagenführ, bei den Familien ein: „Anläßlich dieses Besuches bei der Hohen Behörde vertreten Sie alle Ihre Kameraden, die wie Sie selbst an der Erhebung über Wirtschaftsrechnungen teilgenommen haben, und wir werden hierbei Gelegenheit haben, Ihnen für die Arbeit, die Sie während eines vollen Jahres geleistet haben, persönlich zu danken ...“ Der Dank galt vor allem den Hausfrauen, die Tag für Tag jedes Pfund Salz, aber auch jede Rate für den

Kühlschrank oder das Motorrad in die dafür vorgesehenen Spalten eingetragen haben. Auch Vaters „Geheimbücher“ über Taschengeld usw. mußten diesmal offengelegt werden. Vertrauensvoll arbeiteten bei dieser Buchführung Mann und Frau zusammen.

Bei den verschiedenen Verbrauchsgewohnheiten in den Ländern der Gemeinschaft war es nicht einfach, die Begriffsbestimmungen für die verschiedenen Gegenstände auf einen Nenner zu bringen. So gibt es z. B. von dem Nahrungsmittel Makkaroni 20 Untergruppen. Was in Belgien Wurst ist, ist in Frankreich noch lange keine Wurst. Auch über den Begriff des Brotes mit seinen zahlreichen Abarten streiten sich noch immer die Gelehrten. Das Statistische Amt in Luxemburg hatte festgestellt, daß die Eintragung der Gewichte unvollständig angegeben war; es hatte daher den Familien geraten, eine Küchenwaage zu kaufen und die Verpflichtung übernommen, dafür nach Abschluß der Erhebungen eine Sonderprämie zu zahlen. Auch in der Bundesrepublik und im Saarland standen die Familien in direkter schriftlicher Verbindung mit den Statistischen Ämtern, an die sie sich bei auftretenden Schwierigkeiten wenden konnten. Auf Zusammenkünften und bei Hausbesuchen wurden ihnen Erläuterungen und Auskünfte gegeben. In Belgien, Frankreich, Italien und den Niederlanden wurden die Haushalte durch Sozialfürsorgereinen unterstützt, die nicht nur die Kontakte zwischen den Familien und den Statistischen Ämtern aufrecht erhielten, sondern auch den Hausfrauen bei den Eintragungen der Ausgaben halfen. Die Auswertung dieser Aktion wird noch ein Jahr beanspruchen.

Wem sollen diese Erhebungen nutzen? Wenn man den Lebensstandard heben will — eines der Hauptziele des Vertrages über die Montanunion — so muß man zunächst die Lebensbedingungen der Arbeiter in den Partnerstaaten kennen. In Gesprächen mit den deutschen Teilnehmern in Luxemburg stellten wir fest, daß bei einem durchschnittlichen Nettolohn von monatlich DM 500.— über die Hälfte dieses Betrages für die Ernährung einer vierköpfigen Arbeiterfamilie ausgegeben wird. Aber der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Die genaue Kenntnis der Struktur der Gesamtausgaben eines Haushaltes vermittelt einen Überblick über das Lebensniveau der Arbeiter und zeigt die Möglichkeiten, auf welchen Gebieten mehr getan werden muß, um den Standard zu verbessern.

Auf der Fahrt durch das Luxemburger Land, bei der sie den Arbeitskameraden im Escher Industriegebiet in den Werken und in ihren Wohnungen begegneten, konnten sich die europäischen Nachbarn von dem hohen Lebensstandard der luxemburger Arbeiter überzeugen. In den beiden Omnibussen klangen Volkslieder aus allen Ländern der Gemeinschaft auf. Bei diesen Gesängen zeichneten sich besonders die Italiener aus. Schnell waren die mensch-

lichen Kontakte geschlossen. Man tauschte Adressen aus und versprach, in Briefwechsel zu treten und sich gegenseitig zu besuchen.

Höhepunkt dieses ersten europäischen Familientreffens bildete der Empfang im Cercle Municipal, der Tagungsstätte des Ministerrats der Montanunion. Wo sich sonst die hohen Vertreter ihrer Regierungen Gedanken über den sozialen Fortschritt machen, waren jetzt die Männer aus den Gruben und von den Hochöfen mit ihren Frauen und Kindern versammelt. Dort dankte ihnen das Mitglied der Hohen Behörde, Paul Finet, selber aus der Metallarbeiterschaft kommend, für die geleistete Pionierarbeit, deren Ergebnis nicht in den Archiven verschwinden, sondern tatsächlich zur Verbesserung der Lebensbedingungen führen werde. Schon nach wenigen Stunden hätten sie sich wie in einer großen Familie gefühlt, betonten übereinstimmend die Sprecher der einzelnen Delegationen. Aus ihren Ansprachen ging die Hoffnung hervor, daß ihre Kinder einst in einer noch größeren Gemeinschaft mit den Arbeitern der anderen Industriezweige Europas als Freunde zusammenleben.

Höchstgewinn 2000 DM

Das „Europäische Preisausschreiben“ veröffentlicht u. a. in Heft 27 unserer Werkmitteilungen, hat 3000 Einsendungen zum Ergebnis gehabt, die aus allen Kreisen und Schichten der Bevölkerung kamen. Der Wille zu einem einigen Europa wird darin ebenso deutlich, wie die Bereitschaft zu persönlichem Einsatz; die Fragen europäischer Geschichte und Gegenwart werden ebenso sachlich beurteilt, wie für die Aufgaben unserer gemeinsamen Zukunft durchdachte und fruchtbare Anregungen erfolgten, die für das Wirken der großen Politik und für das Handeln jedes einzelnen gleich nötig und nützlich sind. Das Preisrichterkollegium hatte keine leichte Aufgabe, die besten Arbeiten für die Preisverteilung zu ermitteln. Zur Verteilung kamen 18 Hauptpreise. Der erste Preis in Höhe von DM 2000.— wurde für zwei gleichwertige Arbeiten geteilt. Alle Teilnehmer erhalten darüber hinaus wegen des guten Ergebnisses eine Anerkennung der Europäischen Aktionsgemeinschaft mit der neuen Schrift „Gute Geister Europas“.



Die 17 europäischen Arbeiterfamilien, die auf Einladung der Hohen Behörde der Montanunion zur Belohnung für ihre Teilnahme an der Haushaltsbücher-Aktion fünf Tage in Luxemburg weilten.

An den Tischen im Cercle Municipal, an denen sonst die Minister der Montanunion sitzen, macht sich diesmal die zweijährige Engellina aus Heerlen (Holland) Notizen.

Fotos: W. R. Schloesser



Die Arbeitszeitverkürzung

Aufgabe und Gefahr

Als in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahres die Tarifpartner mit ihren Unterschriften die Arbeitszeitverkürzung in der eisenverarbeitenden Industrie, einem wichtigen Zweig der deutschen Volkswirtschaft, Wirklichkeit werden ließen, war es allen Beteiligten klar, daß es jetzt nur eine Frage der Zeit ist, bis die 45-Stunden-Woche auch in anderen Gewerbebezirken eingeführt werden würde. Für den Bereich unserer Wirtschaftsvereinigung war es am 1. April dieses Jahres so weit.

Die Aufgabe

Betrachtet man die Entwicklung seither, so kann man sagen, daß die Kompromißbereitschaft beider Sozialpartner auch weiterhin strapaziert wird. Es sei hier nur an die Vorgänge bei uns in den Produktionsbetrieben erinnert, und an die Schwierigkeiten, die aus der persönlich verständlichen Einstellung erwachsen, für sich ein Maximum an Freizeit herauszuholen. Manches harte Wort fiel, ehe sich die Erkenntnis durchzusetzen begann, daß in der gegenseitigen Abhängigkeit alle Betriebsabteilungen Konzessionen machen müssen, wollte man den reibungslosen Vollzug der Betriebsaufgabe nicht in Frage stellen.

Ein klein wenig Volkswirtschaft

Darum ist es notwendig, noch einmal die Grundlage aufzuzeigen, auf der unsere gesamte Arbeitswelt beruht: Wir alle gehen einer Tätigkeit nach, weil wir mit den Ergebnissen dieser Tätigkeit unsere mannigfaltigen Bedürfnisse befriedigen wollen. Wir sprechen also von einem umso höheren Lebensstandard, je mehr Bedürfnisse wir über die rein lebensnotwendigen des Essens, Schlafens und Bekleidens hinaus verwirklichen können.

Wenn wir auch alle materiellen Dinge in der rechenhaften Größe „Geld“ ausdrücken, so ist es doch besser, bei unseren Betrachtungen des Geldes zu entraten. Die Aufgabe des Geldes in unserer Wirtschaft besteht ja nur darin, den Austausch von Leistung und Gegenleistung zu vereinfachen, weil es als Wertmesser und Zahlungsmittel dient. Das Geld hat also im wahrsten Sinne des Wortes eine „dienende“ Aufgabe, keinesfalls stellt es einen eigenen Wert dar. Das Geld ist zunächst eine Quittung über eine bestimmte Menge geleisteter Arbeit, ausgedrückt in Gütern, die nach Metern, Kilogramm, Litern oder Stück gemessen, gewogen oder gezählt werden können. Es verwandelt sich in den Händen seines Empfängers in eine Anweisung, Güter in dem gleichen Wert auf dem Tauschwege zu erhalten, wie sie der Arbeitende selbst der gesamten Wirtschaft zur Verfügung gestellt hat. Mit anderen Worten ausgedrückt: Wir können in der Wirtschaft insgesamt nur das verbrauchen, was wir uns vorher erarbeitet haben. Damit ist die Problematik der Arbeits-

zeitverkürzung bei vollem Lohnausgleich jedem schon umrissen: Da Geld selbst keinen eigenen Wert besitzt, bringt die Arbeitszeitverkürzung für den arbeitenden Menschen nur dann einen Vorteil, wenn von allen Beschäftigten zusammen nach der Arbeitszeitverkürzung wieder mindestens die gleiche Menge an Gütern erzeugt wird wie vor deren Einführung.

Die persönliche Bewältigung der Freizeit

Neben dieser rein ökonomischen Seite hat die Arbeitszeitverkürzung aber auch noch eine andere, nämlich die menschliche. Der Mensch überragt die anderen Wesen dadurch, daß er neben seinem Körper noch einen Geist in Form von Verstand und Gefühl besitzt. Nun ist der Mensch aber keine Maschine, daß er nach einer bestimmten Ruhezeit wieder sofort auf vollen Touren laufen kann. Zwar mag der Körper ausgeruht sein, sind es aber auch Verstand und Gefühl? Wir erleben es ja täglich mehr und mehr, daß die eigentliche körperliche Aufgabe der Maschine zugeteilt wird und die Leistung des Menschen sich immermehr auf die geistige Ebene der Überwachung verlagert. Da diese neue Arbeitsleistung des Menschen aber ein Mitarbeiten im Sinne von Mitdenken, Mitentscheiden und Mitverantwortung ist, müssen in der Freizeit gerade diese Kräfte erneuert und ergänzt werden. Die Bewältigung der Freizeit ist somit nicht so sehr ein körperliches als ein geistiges Problem. Ehe dieses Problem nicht von jedem Einzelnen in der richtigen Weise erkannt und entschieden ist, dürfen die Bedenken, die Anlaß zu diesem Artikel waren, nicht verschwiegen werden. Diese Bedenken beginnen mit der Frage, was die Menschen mit der zusätzlichen Freizeit anzufangen wissen, und ob unsere Gesellschaft, wenn dieser Wunsch auf Seiten der Arbeitnehmer überhaupt hinreichend gestellt wird, die entsprechenden Einrichtungen zur Befriedigung dieser Wünsche zur Verfügung stellen kann. Reichen überhaupt unsere Sport- und Spielplätze, unsere Bäder und die sonstigen Stätten einer echten Erholung aus?

Und noch eine Tatsache darf nicht übersehen werden: Die vermehrte Freizeit fällt uns nicht wie eine ohne unser Zutun reif gewordene Frucht in den Schoß. Die Freizeit will in ihren wirtschaftlichen Grundlagen zuerst gemeistert sein. Es wurde vorstehend schon einmal darauf hingewiesen, daß die weitgehende Ablösung der menschlichen Arbeitskraft durch die der Maschine die Arbeitszeitverkürzung erst ermöglicht hat. Wie können diese neuen Apparaturen, mit deren Hilfe wir die zusätzlichen Produkte herstellen, jedoch von uns bewältigt werden, wenn wir nicht bereit sind, unser Können und Wissen den gewandelten und ge-

stiegenen Ansprüchen anzupassen? Wir müssen, und das ist eine unbedingte, wenn auch vielleicht eine für manche schmerzliche Erkenntnis, einen Teil der auf uns zugekommenen Freizeit dafür verwenden, um uns auf qualifiziertere Arbeitsleistungen vorzubereiten.

Die Gefahr

Kürzlich unterhielten sich zwei Arbeitskollegen darüber, wie die Arbeit bei Einführung der 42-Stunden-Woche wohl am besten zu verteilen sei. Dabei äußerte der eine den Gedanken, man solle doch statt einer wöchentlichen Verkürzung der Arbeitszeit den Zeitgewinn in Form eines zusätzlichen Urlaubs den Arbeitnehmern zukommen lassen. Die Antwort des anderen war überraschend, aber verständlich. Nein, so meinte er, daran bin ich nicht interessiert, fehlt mir doch das Geld für einen zweiten Urlaub. Diese Äußerung macht zunächst deutlich, wie stark wir schon den Begriff des „Urlaubs“ gleichsetzen mit dem des „Verreisens“. Aber noch etwas anderes wird durch diese Äußerung deutlich: Es ermangelt uns zum großen Teil der Fähigkeit, uns in unserem Urlaub „nur“ zu Hause sinnvoll zu beschäftigen.

Der „Kulturkonsument“

Die meisten von uns machen sich selbst gar keine Mühe, die Freizeit aktiv zu bewältigen; sie nutzen viel lieber die zahllosen Angebote einer auf erwerbswirtschaftlicher Grundlage betriebenen und nicht schlecht verdienenden „Freizeitindustrie“, um sich unterhalten zu lassen. Man unterhält sich nicht, sondern man wird unterhalten.

Der Wunsch, an möglichst vielen dieser Freizeitunterhaltungen teilnehmen zu können bzw. sich die dazu notwendigen Mittel zu verschaffen (Fernseapparat und Auto), scheitert in vielen Fällen daran, daß die normale Haushaltsrechnung dies nicht mehr zuläßt. Was liegt nun näher, als die Möglichkeit auszuschnüpfen, die gegenwärtige Konjunktur mit ihrem recht spürbar gewordenen Arbeitskräftemangel bietet, sich gelegentlich auch noch „nebenbei“ etwas zu verdienen? Man sei einfach dazu gezwungen, lautet dann meist die Erklärung, „weil das Geld einfach nicht mehr ausreicht“. Würden wir uns jedoch auf die uns innewohnenden schöpferischen Kräfte besinnen, spielte das Geld eine durchaus zweitrangige Rolle.

Die Vorstellung eines mit der Vermehrung der Freizeit notwendigerweise verbundenen Einkommenszuwachses läßt aber falsche Töne in der lauten Forderung nach einer weiteren Arbeitszeitverkürzung mitschwingen. Außerdem deutet sie darauf hin, daß die gesamtwirtschaftlichen Zusammenhänge zwischen der zur Verfügung stehenden Menge der von uns geschaffenen Güter und deren Verwendung mittels des Geldes noch nicht verstanden wurden. Man kann aber einen Kuchen nur einmal essen. Wenn uns unser Anteil an diesem Kuchen nicht genügt, so muß man den Kuchen in seiner Gesamtheit eben größer machen. Dies ist ein rein wirtschaftliches Problem. Man kann natürlich den Kuchen auch anders als bisher aufteilen, doch ist dieses Problem dann nicht mehr wirtschaftlicher,

sondern politischer Natur. Wenn wir uns also für den ersten Weg entscheiden, nämlich den zu verteilenden Kuchen in seiner Gesamtheit zu vergrößern — und nur diese wirtschaftliche Betrachtungsweise ist dem Verfasser hier erlaubt — so erreichen wir dies nicht durch erhöhten Anspruch auf Freizeit, sondern zunächst nur durch einen entsprechenden Produktionszuwachs: Der Arbeiter, der bisher an 5 Tagen zu je 9 Arbeitsstunden 45 Paar Schuhe (nur als Beispiel) herstellte, kann nur dann nach 40 Stunden nach Hause gehen, wenn er aufgrund gesteigerter Arbeitsleistung oder verbesserter Maschinenausrüstung in dieser verkürzten Arbeitszeit die gleiche Anzahl, nämlich 45 Paar Schuhe, hergestellt hat.

... und die §§?

Glaubt man also, aus der normalen, jedoch verkürzten Beschäftigung heraus nicht mehr die Mittel aufbringen zu können, um die gesteigerten Ansprüche in der Freizeit sich zu erfüllen, weicht man auf eine Nebenbeschäftigung aus, so wirft dies eine zusätzliche rechtliche Frage auf.

Zwar ist in unserer Arbeitsordnung kein direktes Verbot enthalten, Nebenbeschäftigungen anzunehmen und auszuführen, so heißt es in Abschnitt VI, Abs. 1 jedoch: „Der Urlaub soll der Erholung dienen.“ Urlaub ist jedoch nichts anderes, als dienstfreie Zeit, und damit muß für sämtliche freie Zeit das gleiche gelten, auch wenn es sich dabei um den Feierabend oder das Wochenende handelt.

So liegen Gerichtsurteile vor, die zu der Frage der Doppelbeschäftigung Stellung nehmen. Bei einer Entscheidung des Oberlandesgerichts Kiel vom 4.3.53 wird zunächst festgestellt, daß es möglich ist, „durch vertragliche Vereinbarungen zwischen Unternehmer und Arbeitnehmer oder durch Betriebsvereinbarungen festzulegen, daß die Arbeitnehmer eine entgeltliche Nebenbeschäftigung nur mit Zustimmung der Unternehmung ausführen dürfen. Die Zulässigkeit einer solchen Vereinbarung ist unbestritten, weil sie keinen Eingriff in die freie Persönlichkeits-sphäre darstellt, auch wenn die bezahlte Nebenbeschäftigung in der Freizeit ausgeführt wird.“

Dieser Entscheidung kommt besondere Bedeutung zu, weil in zunehmendem Maße Arbeitnehmern eine bezahlte Nebenbeschäftigung angeboten wird, die durch Überbeanspruchung die Gefahr der Erkrankung oder die vorzeitige Arbeitsunfähigkeit in sich trägt. Mit einer anderen Entscheidung des Arbeitsgerichts Wilhelmshaven (Ca. 550/55) wird unter Bezug auf die §§ 46 ArbGG und 510 b der ZPO ausgeführt, daß „der Arbeitnehmer sich aufgrund des zwischen den Parteien als Arbeitsvertrag bestehenden Arbeitsverhältnisses, das ihn zur Dienstleistung verpflichtet, alles zu unterlassen hat, was seiner Verpflichtung aus dem Arbeitsvertrag zuwiderläuft. Insbesondere darf der Arbeitnehmer ohne Einwilligung des Arbeitgebers keine andere Arbeit annehmen, durch die seine Arbeitskraft zu Lasten der Arbeit aufgrund des bestehenden Arbeitsverhältnisses nachteilig beeinflusst wird.“

Dieser Hinweis ist keine leere Drohung, sondern das gleiche Urteil führt weiter aus: „Kommt der Arbeitnehmer dem Gebot, die anderweitig angenommene Arbeit zu unterlassen ... nicht nach, so kann er auf Antrag des Arbeitgebers zur Zahlung einer Entschädigung verurteilt werden.“

Auch sei noch erwähnt, daß nicht allein der Arbeitnehmer, der eine Nebenbeschäftigung ohne Einwilligung seines eigentlichen Arbeitgebers ausübt, sich strafbar macht, sondern nach § 25 AZO auch der zweite Arbeitgeber, der einen Arbeitnehmer an dessen freien Sonnabend eine anderweitige zusätzliche Tätigkeit gegen Bezahlung überträgt, und wenn diese Tätigkeit zusammen mit dem eigentlichen Arbeitsverhältnis die gesetzlich zulässige Höchstgrenze der Arbeitszeit überschreitet.

Nicht unbedeutend wird für den Arbeitnehmer überdies die Aussicht sein, daß bei einem durch berufsfremde Übermüdung eintretenden Betriebsunfall die Rentenversorgung nicht in jedem Fall gewährt wird.

Was soll werden

Sinnvolle Freizeitgestaltung ist also ein persönliches Problem jedes Einzelnen, das nur er selbst lösen kann. Daher ist es auch unmöglich, mit allgemeinen Ratschlägen zu helfen. Möglicherweise zwingen uns jedoch die veränderten wirtschaftlichen Tatbestände selbst dazu, uns auf unsere vielseitigen Fähigkeiten zu besinnen. Im Zuge der Technisierung wird die Handarbeit in Zukunft immer teurer und trotzdem nur unzulänglich zu erhalten sein. In Amerika klagt man schon heute über einen empfindlichen Mangel in den dienstleistenden Berufen. Häusliche Reparaturhandwerker sind kaum mehr zu haben. Aus der Notwendigkeit, selbst für die Beseitigung kleinerer Schäden zu sorgen, erwuchs eine ganze Bewegung unter dem Motto „Mach's selbst“ (Do it yourself). Verlage bringen Bücher mit guten Ratschlägen auf den Markt, die Industrie liefert leistungsfähige elektromechanische Kleinwerkzeuge und viele andere Dinge. Damit finden aber die Menschen etwas, was sie im täglichen Arbeitsleben nicht kennen: das persönliche Verhältnis zum Ergebnis ihrer Arbeit, die sie in ihrer Gesamtheit planen, durchdenken und ausführen mußten. Junge Leute basteln sich mit Vorliebe Autos, deren Bestandteile sie auf den Autofriedhöfen erwerben, und nicht der wird von seinen Freunden bewundert, der die neueste Platte von und mit Elvis Presley besitzt, sondern derjenige, dessen selbstgebauter Apparat die naturgetreueste (high fidelity) Wiedergabe dieser Aufnahme ermöglicht.

Man geht nicht fehl, wenn man auch bei uns der Entwicklung zum „hobby“ als persönlich-produktiver Freizeitbeschäftigung in Form eines „spielerischen“ Ausgleichs zur täglichen Arbeit, ohne Bezug auf den Gelderwerb, eine beachtliche Zukunft wird einräumen können. Und diese Aussichten sind tröstlich.

ArbGG = Arbeitsgerichtsgesetz
ZPO = Zivilprozeßordnung
AZO = Arbeitszeitordnung

Ein Entdecker, der die Welt veränderte

Zum 10. Todestag von Max Planck

am 4. Oktober

„Heute habe ich eine Entdeckung gemacht, die ebenso wichtig ist, wie die Newtons“, sagte anläßlich eines Herbstspazierganges im Jahre 1900 der Physiker Max Planck zu seinem Sohn Erwin. Zu dem gleichen Sohne also, der nach dem 20. Juli 1944 am Galgen enden mußte. Und es war derselbe Max Planck wiederum, der als fast Neunzigjähriger zitternd vor Schwäche und Kälte vor einem Göttinger Bezugscheinamt vergeblich um einen Wintermantel anstand. Soviel aus dem Leben dieses am 23. April 1858 in Kiel geborenen Sprosses einer berühmten Gelehrtenfamilie, der schon 1880

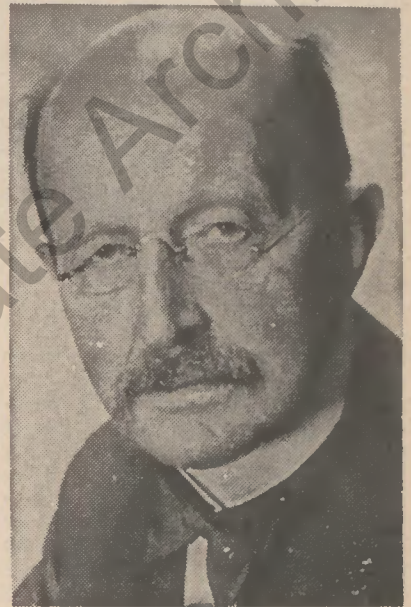


Foto: Tita Binz

Privatdozent in München war, 1885 Extraordinarius für theoretische Physik in Kiel und zwei Jahre später als Nachfolger des berühmten Kirchhoff an die Berliner Universität berufen wurde.

Seine Äußerung, die er an jenem Herbsttag seinem Sohne gegenüber machte, in großer Bescheidenheit aber nie in der Öffentlichkeit laut werden ließ, war gewiß nicht übertrieben. Denn was er entdeckte, bedeutete eine Revolution in der Physik, war etwas absolut Neues, von keinem anderen je Vorbereitetes oder Eingeleitetes. Plancks Quantentheorie, seine Lehre vom Wirkungsquantum bewies nämlich, daß bei der Wärmestrahlung eines hocherhitzten Körpers die aufgenommene Wärme-Energie von den Atomen nicht stetig abgegeben wird, sondern nur stoßweise, in Form kleinster „Energiepakete“ oder „Quanten“. Das heißt aber, daß das von einem glühenden Körper ausgestrahlte Licht kein gleichmäßiger Wellenvorgang ist, wie man angenommen hatte, sondern daß es aus zahllosen „Lichtquanten“ besteht. Diese Entdeckung und ihre Konsequenzen, für die Planck mit dem Nobelpreis ausgezeichnet wurde, eröffneten Physik, Chemie und damit der Technik bis dahin unbekannte Wege, ja, sie begründete ein neues Zeitalter.

Dr. U. B.

Monatliche Lohnzahlung

Die infolge der Arbeitszeitverkürzung auftretenden Schwierigkeiten bei der wöchentlichen Lohnauszahlung, aus denen unbedingt ein Ausweg gefunden werden muß, haben unsere Geschäftsleitung bewogen, die nachstehende Veröffentlichung zu veranlassen.

In einer Zeit, in der das gesamte technische und kaufmännische Leben von dem Gebot des Rationalisierens, also des „Vereinfachens“ beherrscht wird, ist es angebracht, sich auch einmal Gedanken über mögliche Vereinfachungen bei der Lohnzahlung zu machen und zu einer Diskussion hierüber aufzurufen. Der ganze Vorgang der Lohnabrechnung und Lohnauszahlung ist heute ein nüchterner Vorgang geworden, der den Zusammenhang mit der zugrunde liegenden Arbeitsleistung des einzelnen Menschen kaum noch erkennen läßt und meist keinerlei Sensationen bringt. Unbewußt steht aber der „Zahltag“ doch im Mittelpunkt unserer privaten Wirtschaftsführung. Um hier nach einer Vereinfachung und Arbeitsentlastung zu suchen, soll nachstehend nicht die Lohn-Abrechnung, über die an dieser Stelle schon mehrmals berichtet wurde, sondern die Lohn-Auszahlung besprochen und die Möglichkeit des Übergangs zu einem zunächst 14-tägigen und später monatlichen Zahlungsrhythmus untersucht werden.

Bekanntlich wird in unserem Werk der Lohn an Arbeiter als „Abschlag“ wöchentlich (Freitag) ausgezahlt und einmal im Monat wird der „Restlohn“ mit einer ausführlichen Abrechnung für den vergangenen Monat ausgehändigt. Angestellte dagegen erhalten ihr Gehalt am Monatsende. Schon hier taucht der Gedanke auf, ob es nicht möglich sein sollte, diesen Unterschied durch eine Angleichung des Lohnzahlungstermins zu beseitigen. Diese Angleichung wäre umso mehr berechtigt, als es heute viele Angestellte gibt, die weniger verdienen als mancher Arbeiter und andererseits Arbeiter, die größere Verantwortung tragen und mehr geistig-dispositive Arbeit leisten als ein großer Teil aller Angestellten. Gewiß stehen der oft gewünschten und viel debattierten Angleichung beider Gruppen noch weit schwerer zu beseitigende Unterschiede entgegen wie z. B. Sozialversicherung, Kündigungsrecht u. a. m., doch umso mehr sollte man bemüht sein, z. B. durch Angleichung in der Lohnzahlung diesen äußerlich erkennbaren Unterschied zwischen beiden Gruppen hinwegzuräumen, der auch leicht zu der ganz ungerechtfertigten geringeren Wertschätzung und vielleicht auch zu einer minderen Selbsteinschätzung des Arbeiters führen kann.

Der Einwand, daß bei wöchentlicher Auszahlung dem Lohnempfänger vielleicht ein besserer Überblick über das Zustandekommen des errechneten Betrages möglich sei, ist nicht stichhaltig, denn dieser „Abschlag“ ist ja tatsächlich nur eine Teilzahlung ohne Endabrechnung, eine abgerundete Summe, die sozusagen als Vorauszahlung etwa eines Viertels oder Fünftels des gesamten Monatsverdienstes den auf eine Woche entfallenden Bruttoverdienst abzüglich der voraussichtlichen gesetzlichen und sonstigen Abzüge darstellt. Eine genaue Übersicht und Nachprüfung der verfahrenen Schichten, Stunden, Zuschläge, Abzüge usw. ist dem Lohnempfänger also erst beim Erhalt der Monats-Abrechnung möglich.

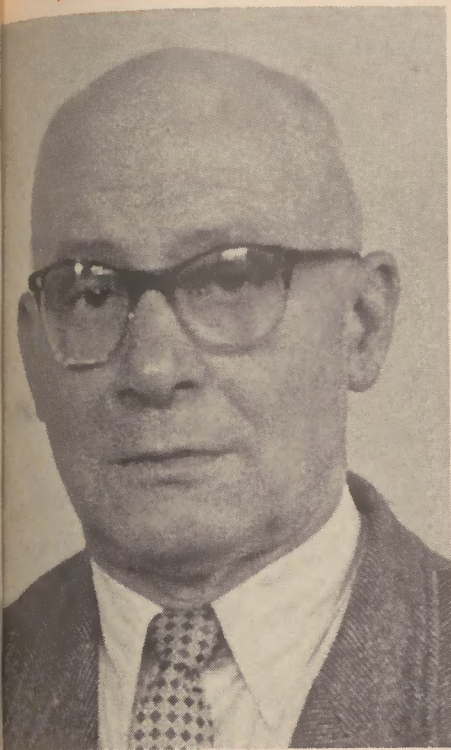
Ein anderer, schwerer wiegender Einwand gegen das Abgehen vom wöchentlichen Zahlungsrhythmus ist die Tatsache, daß unsere Arbeiterhaushaltungen seit alters her an die kurzfristige Einteilung von Woche zu Woche, von Freitag zu Freitag gewöhnt und darauf eingeschworen sind. Wenn hier also eine Änderung eintreten soll, so werden in erster Linie unsere Frauen davon betroffen. Und gerade deshalb ist zur Eröffnung einer Diskussion über dieses Problem der Weg über unsere Werkmittelungen gewählt worden, weil unsere Frauen diese immer gern und mit Interesse lesen und auch sie auf diesem Wege herzlich eingeladen werden können, sich mit freimütigen Zuschriften ganz zwanglos zu diesem Problem zu äußern.

Es geht also darum, unsere Lohnbüros von der veralteten, mit sehr viel Mehrarbeit verbundenen wöchentlichen Auszahlung zu entlasten und zunächst zu einer 14-tägigen Auszahlung überzugehen, die der erste Schritt zu der in späterer Zukunft geplanten monatlichen Auszahlung sein soll. Daß dieser Übergang zum 14-tägigen Zahlungsrhythmus tatsächlich schon eine wesentliche Entlastung bringen würde, unterliegt keinem Zweifel, wenn man einmal hinter die Kulissen der Lohnbüros schaut. Mit dem seit einigen Monaten zu unser aller Freude erreichten Übergang zur 45-Stunden-Woche sind ja auch die Lohnbüros an die kürzere Arbeitszeit der 5-Tage-Woche gebunden. Wenn nun schon allein von jeder dieser 5-Tage-Perioden etwa 2 Tage für die Feststellung des Bruttoverdienstes und die Ermittlung der Abzüge, also für die Errechnung des Abschlags, für die notwendigen Aufschreibungen, das Eintüten des Geldes, die Abstimmung und das Auszahlen in Anspruch genommen werden, so ist es kein Wunder, daß die restlichen Tage für die anderen Arbeiten nicht ausreichen. Arbeitsrückstände, Überstunden, Kräfteverschleiß und Gesundheitsschäden

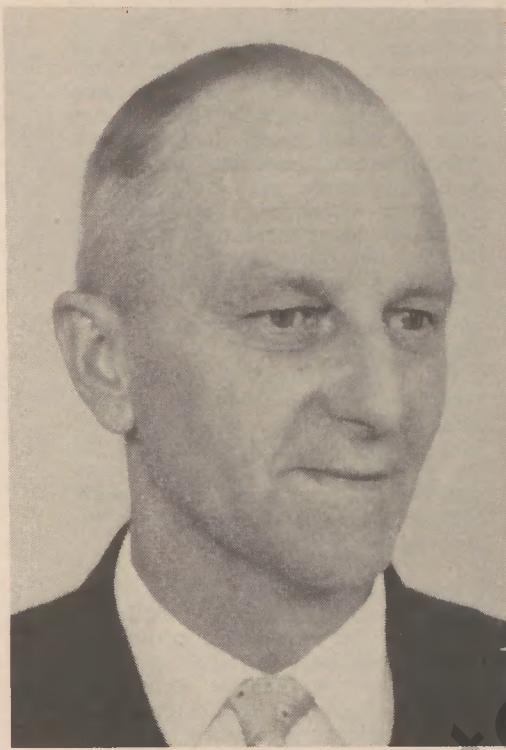
sind die unausbleiblichen Folgen. Zu erwähnen ist ferner, daß der häufige Antransport großer Geldbeträge auch eine Häufung des Gefahrenrisikos in sich birgt. Wenn es also gelingt, den Zahlungsrhythmus — selbstverständlich bei völlig gleichbleibendem Lohn! — auf 14 Tage (und späterhin auf 1 Monat) zu verteilen, so würde das eine ganz erhebliche Arbeitsentlastung und damit einen Rationalisierungserfolg bedeuten.

Oben ist bereits angedeutet worden, daß der althergebrachte wöchentliche Zahltag im Arbeiterhaushalt ein so fest verwurzelter Termin ist, daß viele sich ungern davon trennen möchten. Wie sieht es nun damit aus? Gewiß muß zugegeben werden, daß eine Umstellung gerade auf dem leidigen Gebiet des „Wirtschaftsgeldes“ nicht leicht ist. Wer — besonders als Hausfrau — jahrelang an die wöchentlich mehr oder weniger regelmäßig und in gleicher Höhe eingehenden Zahlungen gewöhnt ist, soll sich nun auf ein „Haushalten“ für einen zunächst doppelt so langen Zeitraum umstellen. Aber ist das wirklich so schwer? Als Beispiel seien die zahlreichen Angestellten- und Beamtenhaushaltungen erwähnt, die bei manchmal recht knappem Monatseinkommen doch auch mit diesem Problem fertig werden, oder Rentner- und Pensionärshaushaltungen, denen es gewiß nicht besser geht. Selbstverständlich ist daran gedacht, in der Übergangszeit sämtlichen Lohnempfängern durch einen Lohnvorschuß etwa in Höhe eines Wochenabschlags diese einschneidende Umstellung der privaten Wirtschaftsführung zu erleichtern und überhaupt zu ermöglichen. In diesem Zusammenhang muß noch auf einen wichtigen Umstand hingewiesen werden: die 14-tägige und später monatliche Zahlung wird letzten Endes auch dem Arbeiter wesentliche Vorteile bringen, denn bekanntlich lassen sich größere Anschaffungen dann leichter durchführen und werden lieber gemacht, wenn ein größerer Betrag auf einmal verfügbar ist. Wenn aber eine Änderung der Lohnzahlungstermine auch eine vermehrte Beschaffung von dauerhaften Gütern zur Folge hat, so werden damit auch Fragen des Lebensstandards, nämlich eine Verlagerung des Bedarfs und damit eine Veränderung der Lebensgewohnheiten in Richtung einer Hebung des Niveaus berührt. Auch dies wäre also ein weiterer gesellschaftspolitischer Erfolg auf dem bereits eingangs angedeuteten Weg zur Angleichung des Arbeiter- und Angestelltenstandes. Da überdies ein wesentlicher Teil der Ausgaben auch im Arbeiterhaushalt sowieso monatlich zu entrichten ist (z. B. Miete, Gas, Strom, Hausbrand, Versicherungen, Abzahlungsraten u. a. m.), so sollte man die Schwierigkeit einer Umstellung zum Disponieren auf Monatslänge nicht allzusehr überschätzen.

Wie eine fortschrittliche Hausfrau gern Rezepte und praktische Ratschläge mit der Nachbarin austauscht oder wie ein lernbegieriger Gärtnersmann gern mal über den Gartenzaun schaut, um dem Nachbar etwas abzugucken, so wollen wir uns auch einmal informieren, Schluß S. 96



Heinrich Belz
im Rohrwerk
Eintrittsdatum: 7. 8. 17



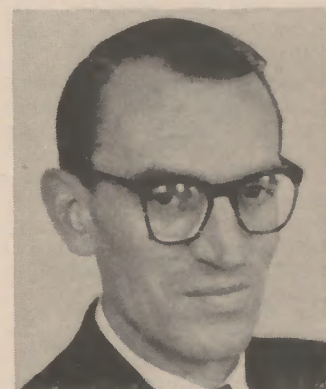
Wilhelm Seeliger
Kranfahrer (Reisholz)
Eintrittsdatum: 7. 8. 17



Karl Gelfen
Kranfahrer (Oberbilk)
Eintrittsdatum: 29. 8. 17

25jähriges Jubiläum

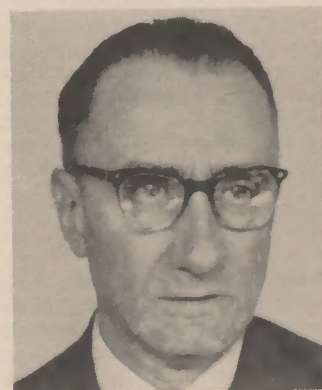
UNSERE JUBILARE



Hermann Häberle
im Rohrwerk
Eintrittsdatum: 15. 5. 28



Gustav Weber
Kranfahrer (Reisholz)
Eintrittsdatum: 27. 2. 28



Alfred Daub
Kranfahrer (Reisholz)
Eintrittsdatum: 28. 7. 32

wie weit man bei benachbarten Stahlwerken dem von uns angestrebten Ziel vielleicht schon näher gekommen ist. Ganz allgemein läßt sich feststellen, daß überall über das Problem der monatlichen Lohnzahlung lebhaft diskutiert wird, daß Übergangslösungen versucht werden und daß auch in den Werkmitteilungen anderer Werke Vorschläge und Anregungen hierzu erschienen und Debatten im Gange sind. Folgende vier uns speziell interessierende Beispiele von namhaften Stahlwerken seien im einzelnen aufgeführt:

1. Mannesmann-Hüttenwerke AG. Hukkingen. Dort wurde bisher — wie bei uns — wöchentlich gezahlt. Infolge der Arbeitszeitverkürzung und der unterschiedlichen Schichtpläne der Betriebe traten bei der Auszahlung die gleichen Schwierigkeiten auf, mit denen auch wir zu kämpfen haben. Nach entsprechenden Vorarbeiten und einer Aufklärung am schwarzen Brett ist man ab 1. Juni 1957 dazu übergegangen, an die rd. 10 000 Lohnempfänger halbmonatlich in der Weise auszu zahlen, daß Mitte des Monats mit dem Restlohn des Vormonats ein Abschlag (1.—15.) und Ende des Monats ein zweiter Abschlag (16.—30.) ausbezahlt wird. Als Überbrückung wurden zweimal an sämtliche Lohnempfänger Lohnvorschüsse in entsprechender Höhe und mit langfristiger Einhaltung ausgezahlt. Nach diesem Zahlungsmodus, der sich bereits eingespielt hat, wird fortgefahren, bis im Dezember 1957 der Übergang zur einmaligen Monatszahlung einsetzen soll.

(Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, daß das Werk Hukkingen seit dem 1. 1. 1957 die Gehälter an seine rd. 1000 Angestellten bargeldlos zahlt, d. h. auf persönliche Konten jedes Angestellten bei der Sparkasse überweist. Wegen der späterhin geplanten monatlichen Überweisung auch der Löhne wird z. Z. noch verhandelt.)

2. Deutsche Edelstahlwerke AG. Krefeld. Dort ist man — ebenfalls nach bisheriger Wochenzahlung und entsprechender Aufklärung — für rd. 6000 Lohnempfänger im Juli 1957 zu einer jeweils um mehrere Schichtlöhne erhöhten Abschlagszahlung und stufenweisen Verschiebung der Zahlungstermine übergegangen. Vorschüsse wurden nicht gezahlt. Jedem Lohnempfänger wurde ein gedruckter Terminplan mit den von Juni bis Dezember 1957 vorgesehenen Zahltagen zugestellt, so daß jeder genau disponieren und die zu erwartenden Lohnbeträge richtig einteilen kann. Die noch im Gange befindliche Umstellung hat sich bisher reibungslos abgespielt und soll Ende Dezember d. J. mit dem angestrebten Ziel einer einzigen Lohnzahlung pro Monat beendet sein.

3. Dortmund-Hoerder Hüttenunion AG. In den beiden in Dortmund und Hoerde gelegenen Werken sind z. Z. insgesamt rd. 18 000 Lohnempfänger beschäftigt. Von dem bei uns noch üblichen System der wöchentlichen Zahlung ist man bereits im Jahre 1920 zur 10-tägigen Zahlung übergegangen. Seit 1945 werden die Lohnzahlungen 14-tägig vorgenommen, und zwar wird am 28sten

jedes Monats ein Abschlag für die erste Monatshälfte und am 14ten der Restlohn für die zweite Monatshälfte ausbezahlt. Nachdem sich die Belegschaft inzwischen vollkommen an diese Zahlungstermine gewöhnt hat und also auch in diesem Bezirk Tausende von Arbeiterhaushaltungen mit dem 14-tägigen Disponieren gut fertig werden, will man demnächst einen weiteren Schritt zur Monatszahlung tun, für den bereits alle Vorbereitungen getroffen sind. Nach der Restlohnzahlung Mitte Oktober (für die 2. Septemberhälfte) wird am 30. Oktober, dann am 29. November, 30. Dezember u. s. f. jeweils nur ein Monatsabschlag für den vollen Monat ausbezahlt werden. Der nur aus einer kleinen Spitze bestehende Restlohn, dessen genaue Abrechnung etwa bis zum 14ten des neuen Monats fertiggestellt sein kann, soll jeweils mit dem nächsten Monatsabschlag zusammen ausbezahlt werden.

4. Bochumer Verein AG. Bochum. Auch hier wird z. Z. noch an rd. 14 000 Lohnempfänger wöchentlich ausbezahlt und man sucht nach einer Arbeitsentlastung. Vor kurzem ist zunächst denjenigen Lohnempfängern die monatliche Auszahlung angeboten worden, die dies selbst wünschen. Von dem Angebot haben bisher etwa 2000 Arbeiter Gebrauch gemacht und es wird damit gerechnet, daß weitere folgen werden. Über einen allgemeinen Übergang zur Monatszahlung und den besten Weg hierzu ist die Entscheidung z. Z. noch nicht getroffen.

Aus den vorstehenden vier Beispielen, die beliebig erweitert werden könnten, ist zu ersehen, daß das Problem des Übergangs zur monatlichen Auszahlung trotz aller seiner Schwierigkeiten an vielen Stellen im Fluß ist und manchmal auch schon recht geschickt gelöst werden konnte. Daß der Wunsch, auf diesem Gebiet auch bei uns zu einer rationelleren Abwicklung zu gelangen, gar nicht so weit hergeholt ist, beweist die Tatsache, daß in unserem Werk bereits früher einmal in längeren Zeitabständen ausgezahlt wurde. Die älteren Werkangehörigen der ehemaligen Preß- und Walzwerk AG. werden sich noch gut erinnern können, daß im letzten Krieg die Löhne längere Zeit hindurch aus Personalmangel 14-tägig ausgezahlt wurden und daß sogar an Stelle der monatlichen Abrechnung eine Zeitlang vierteljährlich abgerechnet wurde. Wenn das in so schwierigen Kriegszeiten möglich war, so sollte uns heute in normalen Zeiten mit geregelter Wirtschaftsablauf eine Umstellung umso leichter fallen.

Darum appellieren wir an Ihr Verständnis und bitten Sie, die zur Debatte gestellten Ideen einmal in Ruhe zu prüfen, auch im Kollegen- und Familienkreise zu besprechen und eigene, vielleicht bessere Ideen der Werksleitung mitzuteilen, die sich gerade aus Meinungsäußerungen unserer Mitarbeiter ein Urteil bilden möchte. Wenn wir mit der bei der Arbeitszeitverkürzung immer komplizierter werdenden Lohnabrechnung fertig werden wollen, muß etwas geschehen. Aber was?

Greulich

Dr. Bungarten

Lohnsteueränderte sich

Die Lohnsteuer-Ergänzungsrichtlinien 1957 vom 25. Juni 1957 und das Gesetz zur Änderung steuerrechtlicher Vorschriften vom 26. Juli 1957, veröffentlicht am 5. August 1957, enthalten auch für Lohnsteuerpflichtige eine Reihe bedeutender Änderungen. Obwohl diese noch ihren Niederschlag in Änderung der Lohnsteuer-Durchführungsverordnung und den Lohnsteuer-Ergänzungsrichtlinien 1957 finden werden, haben sie teilweise eine so wesentliche Auswirkung, daß auf sie hier bereits hingewiesen werden soll. Die Finanzämter haben Anweisung, schon jetzt entsprechend zu verfahren.

1. Ehegattenbesteuerung

Das Urteil des Bundesverfassungsgerichtes vom 17. Januar 1957 hat die bisher in der Regel vorgeschriebene normale gemeinsame Besteuerung von Ehegatten als verfassungswidrig erklärt. Durch das genannte Steueränderungsgesetz sind deshalb für die Zeiträume von 1949 bis 1957 Übergangsvorschriften erlassen worden, die 1958 durch ein neues, endgültiges Gesetz abgelöst werden. Die Übergangsregelung für die Jahre 1949 bis 1956 hat praktisch nur Bedeutung für solche Steuerpflichtige, die zur Einkommensteuer veranlagt werden. Es werden von dieser Übergangsregelung also nicht betroffen alle Arbeitnehmer mit einem Jahreslohn von weniger als DM 24 000.—, wenn keine anderen Einkünfte, z. B. aus Grundbesitz oder Gewerbebetrieb angefallen sind. Eine weitere Voraussetzung ist außerdem, daß die von den Finanzämtern durchgeführten Steuerveranlagungen noch nicht abgeschlossen sind.

Bei den Lohnsteuerpflichtigen ergibt sich für das Jahr 1957 folgendes:

a) Ehegatten erhalten für das Jahr 1957 einen Freibetrag von DM 600.—, vorausgesetzt, daß die Ehefrau keine Einkünfte bezieht, die der Besteuerung unterliegen. Da bisher bereits ein Freibetrag von jährlich DM 250.— gewährt wurde, ergibt sich ein Mehrbetrag von DM 350.—, der mit je DM 70.— monatlich in den Lohnzahlungszeiträumen August bis Dezember 1957 zur Anrechnung kommt. Die Umrechnung auf das Jahr 1957 wird voraussichtlich durch eine besondere Jahreslohnsteuertabelle erfolgen.

Der zusätzliche monatliche Freibetrag von DM 70.— wird automatisch von den Lohn- und Gehaltsbuchhaltungen in der Weise berücksichtigt, daß der Monatslohn vor Anwendung der Lohnsteuertabelle um DM 70.— gekürzt wird.

b) Durch das Änderungsgesetz wird wieder das 1956 in Fortfall gekommene Wahlrecht der Ehegatten hinsichtlich der Steuerklassenverteilung eingeführt. Das Ehepaar kann mithin wählen, ob der Ehemann in Steuerklasse II oder III und die Ehefrau in Steuerklasse I oder umgekehrt eingestuft werden soll. Es bedarf der Stellung eines Antrages beim Finanzamt.

Ein Wechsel der Steuerklassen ist vor allem dann von Interesse, wenn die Einkünfte der Ehefrau höher sind als die des Ehemannes.

Bestehen geblieben ist außerdem die Möglichkeit, daß die Ehefrau auf Antrag in die familiengerechte Steuerklasse eingestuft wird, ohne daß zu-

gleich auf den Ehemann die Steuerklasse I angewandt wird. Dieser Weg ist dann zulässig, wenn bei einer Einkommensteuer-Zusammenveranlagung überhaupt keine Steuer oder eine erheblich geringere Steuer zu zahlen wäre. Praktisch wird in diesem Fall also statt der getrennten Besteuerung in verschiedenen Steuerklassen eine gemeinsame Besteuerung der Ehegatten mit allen Einkünften in der familien-gerechten Steuerklasse durchgeführt. Das Verfahren hat jedoch nur noch wenig Bedeutung, nachdem nunmehr wieder der Wechsel der Steuerklassen zwischen Ehemann und Ehefrau (Abs. 1) statthaft ist und in der Regel zu einem günstigeren Ergebnis führt.

c) Da in die Lohnsteuertabelle ein Freibetrag von DM 250.— eingearbeitet ist (weitere DM 350.— werden für 1957 außerhalb der Tabelle — vgl. Buchst. a) — gewährt) für den Fall, daß die Ehefrau keine Einkünfte hat (Ehefrauen-freibetrag), erfolgt eine Hinzurechnung des Betrages von DM 250.— auf der Steuerkarte des Ehemannes dann, sobald die Ehefrau eigenes Einkommen hat. Zur Vermeidung von Härten soll eine Hinzurechnung dann nicht erfolgen, wenn die gesamten Einkünfte der Ehefrau nicht mehr als DM 900.— im Jahr betragen. Bezieht die Ehefrau nur Arbeitslohn, so wird auf die Hinzurechnung verzichtet, wenn der Bruttolohn DM 1264.— im Kalenderjahr nicht übersteigt. Im gegebenen Falle ist ein Antrag bei dem zuständigen Finanzamt zu stellen.

2. Fahrten zwischen Wohnung und Arbeitsstätte

Zur Abgeltung von Aufwendungen für Fahrten zwischen Wohnung und Arbeitsstätte ist bei der Benutzung eines Kleinstkraftwagens — das sind 3- und 4-räderige Kraftfahrzeuge mit einem Hubraum von nicht mehr als 500 ccm — ein neuer Pauschbetrag von DM 0.36 je Entfernungskm festgesetzt worden. Der km-Satz für einen normalen Kraftwagen von mehr als 500 ccm beträgt wie bisher DM 0.50 je Entfernungskm.

3. Doppelte Haushaltsführung

Bei doppelter Haushaltsführung wurden bisher die Mehraufwendungen für Verpflegung am Beschäftigungsort als Werbungskosten anerkannt und mit DM 4.— täglich in Anrechnung gebracht. Dieser Satz ist nunmehr ab 1. Januar 1957 auf DM 5.— erhöht worden.

4. Unterhaltungsbedürftige Angehörige

Der beim Steuerpflichtigen anzuerkennende Höchstbetrag für die Gewährung des vollen Unterhalts eines bedürftigen Angehörigen ist von jährlich DM 720.— ab 1. Januar 1957 auf DM 900.— erhöht worden. Dieser Betrag vermindert sich wie bisher um die Bezüge, die der Unterstützte hat, soweit diese DM 480.— jährlich übersteigen. Der anzuerkennende Unterstützungsbetrag erhöht sich um DM 720.— im Kalenderjahr, wenn eine unterstützte Person im Rahmen der Berufsausbildung auswärts untergebracht werden muß. Dieser letztere Fall tritt vor allem dann ein, wenn Kinder des Steuerpflichtigen höhere Schulen, Hoch- und Fachschulen besuchen oder für einen handwerklichen, kaufmännischen oder technischen Beruf ausgebildet werden.

Bei der Berichtigung von bereits gestellten und erledigten Ermäßigungsanträgen ist zu beachten, daß die inzwischen erhöhten Rentenbezüge der unterhaltenen Personen — soweit solche vorliegen — zur Anrechnung kommen.

5. Altersfreibetrag

Der bisherige Freibetrag von DM 720.— jährlich für Personen, die mehr als 4 Monate vor dem Ende des Kalenderjahres verheiratet waren und für Personen, denen Kinderermäßigung zusteht, wird unverändert gewährt, wenn diese Personen mindestens 4 Monate vor dem Ende des Kalenderjahres das 70. Lebensjahr vollendet haben. Es genügt, daß auf einen Ehegatten diese Voraussetzung zutrifft.

Diese Bestimmung ist ab 1. Januar 1957 insoweit ergänzt worden, daß nunmehr auch unverheiratete Arbeitnehmer, die mindestens 4 Monate vor Ende des Kalenderjahres das 70. Lebensjahr vollendet haben, einen Altersfreibetrag, und zwar in Höhe von jährlich DM 360.—, erhalten.

Auf diese Bestimmungen werden ganz besonders die Pensionäre hingewiesen.

6. Steuerfreiheit von Zuschlägen zum Arbeitslohn

Die gesetzlichen oder tariflichen Zuschläge für Sonntags-, Feiertags- und Nachtarbeit sind ab 1. Januar 1957 steuerfrei, wenn der Arbeitslohn insgesamt DM 15 000.— jährlich (bisher DM 9000.—) nicht übersteigt.

Dies ist ein Herbsttag, wie ich keinen sah!

Die Luft ist still, als atmete man Baum,

und dennoch fallen raschelnd fern und nah

die schönsten Früchte ab von jedem Baum.

O stört sie nicht, die Feier der Natur!

Dies ist die Lese, die sie selber hält.

Denn heute löst sich von den Zweigen nur,

was vor dem milden Strahl der Sonne fällt.

Hebbel



Viel Licht — viel Schatten

Auch das grelle Neonlicht wirtschaftlicher Hochkonjunktur wirft scharfe Schlagschatten. In diesem breiten Schattenbereich, der immer zugleich ein gefährliches menschlich-dramatisches, soziales und politisches Spannungsfeld ist, stehen die Wohlfahrtsverbände wachsenden Aufgaben gegenüber. Wo das Menschliche spricht, wo der Wille wirksam ist, dem leidenden Menschen zu helfen, werden Brücken über alle sozialen, politischen, weltanschaulichen Gegensätze hinweg ge-

fer der Menschheit" zugunsten der Deutschen Wohlfahrtsverbände für mildtätige Zwecke herausgegeben werden.

Aus diesen Mitteln werden Tausende von Krankenhäusern, Erholungsheimen, Heimen für Mutter und Kind zur Verfügung gestellt, Hunderttausende zur Wiederherstellung und Erhaltung ihrer Arbeitskraft verschickt, wird Bedürftigen und Alten Hilfe geleistet. Die neue Markenserie 1957/58 würdigt den Bergmann als Helfer der Menschheit



schlagen. Dies ist das Anliegen der Deutschen Wohlfahrtsverbände.

Ihre gewaltigen finanziellen Aufwendungen werden zu einem wesentlichen Teil aus dem Ertrag der **Wohlfahrtsmarken** bestritten, jener hübschen Sonderbriefmarken, die alljährlich durch die Bundespost unter dem Motto „Hel-

fer der Menschheit" zugunsten der Deutschen Wohlfahrtsverbände für mildtätige Zwecke herausgegeben werden. Insbesondere die Post zum Jahresende sollte das sichtbare Zeichen unseres Helfen-wollens tragen, die Wohlfahrtsmarke mit dem Bild unserer Kollegen vom Bergbau. Helft denen, die unsere Hilfe brauchen!

6. Oktober: Erntedankfest

In dieser Minute, Freund, werden in Straßburg Hunderte und Aberhunderte von Gänseleberpasteten verpackt, zur Bahn gebracht und in alle Länder verschickt. In Flensburg nehmen junge Mädchen große warme Räucheraale aus den Kaminen und verpacken sie zu je 28 Stück in Holzkisten. Zwölf Lastwagen stehen vor dem Tor der Räucherei und werden mit den aallangen Kisten bis zum Rand beladen. In dieser Minute drehen sich gutgeölte Bratspieße in tausenden Feinschmeckergaststätten Europas, in London und Paris, in Oslo und Amsterdam, in

Brüssel und Rom, in Madrid und Barcelona, in München, Hamburg und Düsseldorf, in Zürich und Genf mit leckeren saftigen Masthähnchen über einem roten Holzfeuer, sieden in kupfernen Kasserollen tausende rotgetupfte Gebirgsforellen, werden goldgelbe Zitronen in Viertel geschnitten und neben Butterkartoffeln aus Malta gelegt. In Alcudia auf der Insel Mallorca zieht man pralle Netze mit den langschwänzigen Langusten an Land, genug, zehn Großstädte damit satt zu machen ... auf Helgoland kommen die schweren, schwarzen Hummer in tiefe Körbe, eine

Schiffsladung von Körben mit frischen Hummern ... in Sette und Limfjord stehen die kilometerlangen Austerbänke in voller Tracht. Zur gleichen Stunde sind in jedem Wald, auf jeder Wiese Myriaden von Bienen unterwegs, den süßen Honigtau einzutragen, rinnt ein dicker goldener Bach Honig aus den Wabenschleudern in die Gläser am Fließband ... in einer Entenfabrik werden die auf den Tag und die Stunde genau acht Wochen alten Mastenten in Brutscharen von 500 Stück, jede Stunde eine Brutschar, geschlachtet, gerupft, ausgenommen, gepreßt und tiefgekühlt ... in dieser Minute sind 90 Millionen Hühner am Werk, jedem sein Tagesei zu legen, nehmen ungezählte Bäcker in Dorf und Stadt goldbraune Brotlaibe aus ihren Backöfen, scheppern auf Fuhrwerken jeder Art die hohen Milchkübel in die Molkerei, Milch, Milch, täglich so viel in Europa, wie sie das Becken des Zürichsees nicht aufzunehmen vermöchte. In allen Ställen der Welt stehen die Händler und prüfen die Ochs, die Kälber, die Rinder, ob sie einen saftigen Braten versprechen, betrachten die Schweine, ob ihr Rückenspeck auch den richtigen Frühstücksspeck ergibt, der nur vier Zentimeter dick sein darf ... stehen in fernöstlichen Ländern mit nackten Füßen, die Bauern, die Frauen und ihre Kinder im Schlammwasser und pflanzen den Reis für die ganze Welt, jedem Menschen wachsen täglich zwei Hände voll Reis zu ... welch ein Segen der Erde!

Zwei alte müde Bettler sitzen unter einer Brücke in Kopenhagen. Sie haben keinen roten Oere in der Tasche..



Es ist zwei Uhr mittags.

Sagt der eine:

„Hast du schon gegessen?“

Sagt der andere:

„Ach! Schon oft ...“

Jo Hanns Rösler

Rose Krey

Mitarbeiterin an der Volkshochschule
Düsseldorf

**Sprich,
daß
ich
dich sehe,**

dieses Wort meint ohne Zweifel, daß sich im Sprechen eines Menschen wesentlich seine Persönlichkeit, sein Temperament, sein Fühlen und sein Denken äußern.

Das heißt für den Hörenden: daß er, bei einiger Kenntnis und Übung, seinen Gesprächspartner allein aus der Art, wie dieser spricht, beurteilen und „verstehen“ kann.

Es heißt für den Sprechenden: daß sein Sprechen viel von ihm verrät und genauso bedacht werden muß, wie sein Benehmen oder seine Kleidung.

Aber es heißt für ihn auch noch: daß er, bei einiger Kenntnis und Übung, in seinem Sprechen ein Mittel besitzt, um seinen Gesprächspartner „anzusprechen“, zu beeindrucken; um auf seine Mitmenschen einzuwirken; ein Mittel, um sich seiner Umwelt mitzuteilen.

In der einfachen Äußerung des Alltags gebrauchen wir dieses Mittel meist unbewußt. Da sprechen wir sachlich beim Einkauf, energisch bei einer Forderung, wir drohen, bitten, werben, ohne daß wir groß darüber nachdenken. Und das „Wie“ unseres Sprechens, das merken wir, ist meist entscheidender als das „Was“. „Der Ton macht die Musik.“

Aber sobald wir uns unseres Sprechens bewußt werden, sobald wir fühlen, daß etwas davon abhängt, ob wir gut oder schlecht sprechen — gleich stellen sich tausend Hemmungen und Hindernisse ein und es „verschlügt uns die Sprache“.

Während bis um die Jahrhundertwende die öffentliche Rede wesentlich einer bestimmten Gesellschafts- und Bildungsschicht vorbehalten war, hat heute beinahe jeder Einzelne Gelegenheit, seine Meinung frei und klar zu äußern. In Verhandlungen, Diskussionen, Betriebsversammlungen wird von ihm erwartet und erhofft, daß er sie verfechten, daß er über sie ins Gespräch kommen kann.

Mit Absicht unterscheiden wir hier zwischen „Sprache“ und „Sprechen“. Man kann sehr wohl die Sprache beherrschen, also zum Beispiel gute Briefe schreiben oder ein Gesuch aufsetzen oder einen Artikel schreiben können und trotzdem ein schlechter Sprecher sein.

Viele Menschen sprechen zu undeutlich, zu leise, sie wagen ihren Gesprächspartner nicht anzusehen, sie verhaspeln sich, verlieren den Faden und wissen nicht mehr, was sie sagen wollten.

Es gibt viele Gründe für ein solches Versagen, der häufigste Grund ist der, daß die Übung fehlt. Bis vor kurzer Zeit wurde in den Schulen vor allem Wert auf einen guten schriftsprachlichen Ausdruck gelegt, auf einen guten Aufsatzstil, die mündliche „Rede“ kam dabei zu kurz, sie wurde fast nie geübt. Seit man erkannt hat, wie wichtig sie ist, bemüht man sich, die Lücken zu schließen. Wie man die Bedienung einer Maschine, die Beherrschung eines Instrumentes lernen kann, nachdem man weiß, wie Maschine und Instrument beschaffen sind, so kann man auch sein Sprechen kennen und gebrauchen lernen. Es gibt eine — verhältnismäßig junge — Wissenschaft die sich mit dem Wissen um Sprache und Sprechen und mit der Vermittlung dieses Wissens befaßt.

Freilich kann man Sprechen nicht lernen, indem man darüber dicke Bücher liest. Man muß hingehen und es tun. In allen Volkshochschulen, in vielen Betrieben und Bildungsstätten sind heute Arbeitsgemeinschaften und Kurse eingerichtet, in denen man sich unter erfahrener Leitung, im Kreise anderer, üben und vervollkommen kann. Meist sind nach einer solchen Übungszeit die Hemmungen geringer, die Fähigkeit zum freien Sprechen aber bedeutend größer geworden.

Allerdings: Wer sprechen will muß auch etwas zu sagen haben! Hier ist der Punkt, wo die Sprechbildung in die Bildung des ganzen Menschen übergeht.

Wer will, daß er als Mensch gehört werde, der wird nach seinem persönlichen Ausdruck suchen. Das heißt auf dem Gebiete der Sprache und des Sprechens: er wird sich nicht mit Sprachschablonen und Schlagworten begnügen, er wird seinen Wortschatz, seine Fähigkeit zum sprachlichen Ausdruck vervollkommen, indem er beim Lesen guter Bücher, beim Anhören kluger Menschen sein inneres Ohr schärft und übt.

Wer Anerkennung und Beachtung verlangt, wird dafür sorgen, daß etwas an und in ihm ist, das Anerkennung verdient. Wer auf andere einwirken, sie überzeugen und führen will, wird sein Wissen ständig zu vergrößern, seinen Horizont zu erweitern, seine geistigen und seelischen Fähigkeiten zu vertiefen suchen. Das Bemühen um Sprache und Sprechen führt immer zum Bemühen um den ganzen Menschen.

„... den Stock mit silbernem Griff im rechten Auge ...“

Es ist nur zu bekannt, daß auch der beste Briefstil durch eine falsche Zeichensetzung verdorben werden kann. Und wer viele Geschäftsbriefe, aber auch Niederschriften oder Prüfungsarbeiten jüngerer Nachwuchskräfte durchzusehen hat, der weiß, wie viele mit der Zeichensetzung auf Kriegsfuß stehen.

Warum eigentlich? Um Satzzeichen richtig anbringen zu können, ist es doch nicht nötig, irgendwelche Regeln auswendig zu lernen. Es ist nur nötig, den Sinn der Zeichensetzung und der einzelnen Zeichen zu erfassen. Denn Satzzeichen sind ja keine überflüssigen Fußangeln, sondern so etwas wie mitgesprochene Wegweiser. Stehen sie falsch, dann läßt sich alles Geschriebene bzw. Gedruckte nicht so wiederlesen, wie es gedacht ist.

Wie oft muß nicht der Leser bei falscher Zeichensetzung das zweimal lesen, was in einem Male abgemacht sein könnte! Man sollte doch immer bedenken, daß Satzzeichen flache oder tiefe Einschnitte, kurze oder lange Pausen, Gewißheit oder Zweifel, Steigerung oder Abklang, Brücke oder Wende im Gedankengang bedeuten und oft einen Gedanken schlechthin ausdrücken.

Es ist eine alte Erfahrung: Kurze Sätze sind immer klare Sätze, und viele kurze Sätze bringen also viel Klarheit. Darum sollte man weniger sparsam mit Punkten umgehen. Es ist auch gar nicht wahr, daß vor „und“ kein Punkt erlaubt sei. Und es ist auch nicht wahr, daß zwischen Punkten kein unselbständiger Satz stehen darf. Etwa wie hier. Er muß nur seinen Zweck haben, z. B. den der Betonung, der Überraschung oder der Verblüffung.

Soll man aber hinter Überschriften einen Punkt setzen? Eine Frage, die für den wichtig ist, der Anzeigen zu entwerfen oder Werbeschriften zu drucken hat. Der Punkt ist dort ohne Nutzen, wo die Buchstabengröße die Überschrift auffällig von dem übrigen Text abhebt. Setzt man in solchen Fällen den Punkt dennoch, dann stört er das geschmackliche „Gleichgewicht“ des Satzbildes.

Ein Satzzeichen, mit dem viele nichts anzufangen wissen, ist der Strichpunkt oder das Semikolon. Dabei ist es ein sehr bedeutungsvolles Mal zwischen den Sätzen. Es trennt äußerlich und verbindet innerlich. Wo es steht, da sagt es gewissermaßen: „Hier ist zwar ein Satz zu Ende; aber der Inhalt des nächsten hängt eng mit ihm zusammen.“ Das Semikolon klingt fürs Ohr nicht anders als ein Punkt — es scheidet ein Glied von dem andern; fürs Auge aber macht es zugleich einen Zusammenhang sichtbar. Da alles Geschriebene zunächst gelesen wird, ehe man es spricht, ermöglicht seine Anwendung mancherlei Feinheiten im Stil.

Am „aufsässigen“ ist aber das schlichte, einfache Komma. Wenn es einmal verrutscht, dann kann der

größte Ulk dabei herauskommen. Wir lachen ja alle gern. Also gleich eine „Kostprobe“ solcher verrutschter Kommas: „Plötzlich kam der Baron herein auf dem Kopf, den spiegelnden Zylinderhut an den Füßen, glänzende Lackschuhe in der Hand, den Stock mit silbernem Griff im rechten Auge, das blitzende Einglas lachte schallend und rief: Guten Tag, alter Junge!“

Doch Spaß beiseite! Auch im Ernstfall kann das falsch stehende Komma, ebenso das vergessene, mehr Unheil anrichten als andere Satzzeichen. „Es ist nicht gut zu verlangen“ ist etwas anderes als „Es ist nicht gut, zu verlangen“. Unbedingt angebracht ist das Komma, wo das „und“ nicht einen Nebensatz fortsetzt, sondern wieder an den Hauptsatz anknüpft: „Wir hoffen, daß Sie uns den Auftrag erteilen werden, und wir sind dann gern bereit, Ihnen besonders entgegenzukommen.“ Vortreffliche Dienste können uns der Gedankenstrich und die Klammer (zumeist an Stelle des Kommas) erweisen — nur ist auch diesen Satzzeichen gegenüber eine gewisse „Einfühlung“ erforderlich. Sätze und Satzteile — vor allem Zusätze — werden durch Gedankenstriche stärker vom Hauptgedanken abgelöst als durch das Komma. Der Wert des Gedankenstrichs liegt aber in seiner Seltenheit.

Das gleiche gilt auch für den Gebrauch des Ausrufungszeichens. Nicht hinter jedem Satz dieses Zeichen der Erregung, des Erstaunens, des Wünschens und Befehlens! Vor allem keine doppelten und dreifachen Ausrufungszeichen!!! Aber auch kein Nebeneinander von Ausrufe- und Fragezeichen! Wozu das?! In Fragesätzen, die als Ausruf gedacht sind, genügt das Ausrufungszeichen, da der fragende Unterton solcher Sätze sich ja aus der Wortstellung ergibt.

Der Doppelpunkt eröffnet die unmittelbare, die im Wortlaut angeführte Rede. Das erste Wort der Rede wird mit großem Anfangsbuchstaben geschrieben. Außerdem wird die Rede in Gänsefüßchen eingeschlossen; man kann die Gänsefüßchen fehlen lassen, wenn Anfang und Ende der Rede durch andere Umstände eindeutig abgegrenzt sind. Aber der Doppelpunkt kann auch Erläuterungen, Aufzählungen und ähnliches einleiten. Dann fehlen die Gänsefüßchen; auch wird man nur dann mit großen Anfangsbuchstaben beginnen, wenn ein vollständiger Satz folgt. Zur Zeichensetzung muß auch der Absatz gerechnet werden. Häufige Absätze wirken übersichtlicher und wirken wohlthuend auf das Auge. Jede in sich abgeschlossene Gedankenkette sollte durch so einen „Kilometerstein“ abgesetzt werden. Zumal uns Absätze auch der Notwendigkeit entheben, stilistische Übergänge zu suchen, wo inhaltlich keine vorhanden sind.

Damit soll's genug sein. Begraben wir die Streitaxt, und leben wir nicht länger mit der Zeichensetzung auf Kriegsfuß!

G. F. Bewersdorff

Friedrich Heyer

Amtsgerichtsrat in Köln

Wann soll Privatklage erhoben?

Neid, Mißgunst und Rache sind sehr schlechte Ratgeber

Hohe Verantwortung bei Privatklagen

Privatklageverfahren sind regelrechte Strafverfahren. In ihnen tritt an Stelle des Staatsanwaltes der Verletzte selbst als Ankläger bei Gericht auf. Diese Verfahren sind jedoch nur auf bestimmte Straftaten beschränkt. Die häufigsten Vergehen sind Hausfriedensbruch, alle Arten von Beleidigungen, die einfachen, gefährlichen und fahrlässigen Körperverletzungen, die Sachbeschädigung und die Bedrohung mit der Begehung eines Verbrechens. Bei Straftaten dieser Art schaltet sich der Staatsanwalt nur dann ein, wenn es im öffentlichen Interesse für erforderlich hält. Hat ein Verletzter von vornherein die Erkenntnis, daß ein öffentliches Interesse nicht vorliegt, sollte er sich die Frage vorlegen: „Hat es überhaupt einen Sinn, Privatklage zu erheben?“

Es gibt Regeln allgemein menschlicher Art über die Voraussetzungen und Wirkungen des Privatklageverfahrens, die zu berücksichtigen sind. Hierzu bedarf es im eigentlichen Sinne weniger einer fachkundigen Hilfe als vielmehr des Verständnisses für den Mitmenschen, der Klugheit, des Taktes, des Feingefühls und ähnlichem mehr. Von ihrer Beachtung hängt nämlich oftmals der Bestand einer Familie, eines Ehepaars, des nachbarschaftlichen Friedens, das Glück des Geschäfts und des Berufs aller Betroffenen ab. Und darauf an dieser Stelle einmal aufmerksam zu machen, erscheint wesentlich als im einzelnen über die formaljuristischen Gesichtspunkte aufzuklären.

Gewiß würde manche Privatklage auch dann schon unterbleiben, wenn der vermeintlich Verletzte nur die beiden juristischen Grundfragen eines jeden Verfahrens, also auch des Privatklageverfahrens, unverzüglich kritisch prüfen würde:

Habe ich Recht?
Kann ich mein Recht am Gericht mit

hinreichend überzeugenden Beweismitteln beweisen?

So selbstverständlich es erscheint, daß der Betroffene sich selbst zunächst diese beiden Fragen vorlegt, sooft wird gegen dieses einfache Gebot der Vernunft verstoßen. Die meisten Privatklageverfahren werden eben aus der erregten Atmosphäre der wörtlichen oder tätlichen Auseinandersetzung geboren. Sie lassen häufig jede vernünftige Überlegung vermissen. So kommt es, daß viele Verfahren zum Scheitern verurteilt sind, weil der Privatkläger sich zu Unrecht beleidigt oder verletzt fühlt. Oder, was noch häufiger der Fall ist, weil der Kläger nicht in der Lage ist, dem Gegner eine tatsächlich vorhandene strafbare Handlung nachzuweisen.

Das Bonner Grundgesetz als unsere derzeitige Verfassung garantiert zwar in seinen Artikeln über die Grundrechte unter anderem die Würde des Menschen, seine körperliche Unverletzlichkeit, die Unverletzlichkeit der Wohnung und vieles andere dieser Art mehr. Wo diese Grundrechte verletzt werden, ist es das gute Recht des Betroffenen, letztlich unter Berufung auf das Grundgesetz den Schutz des Staates gegen diese Verletzungen in Anspruch zu nehmen. In allen diesen Fällen liegt dann ein echter Ehren- und sonstwie gearteter Rechtsschutz vor, der ein Merkmal einer starken und gesunden Gemeinschaftsordnung ist.

Zum Zerrbild wirkt es sich aber aus, wenn diese Einrichtung zum Kampffeld kleinlicher Feindschafts- und Rachegefühle erniedrigt wird. Die Lebens- und Wohnungsverhältnisse, die Unrast und Hetze des Alltags mögen da vieles entschuldigen. Unentschuldigbar jedoch ist es, wenn gesunde und normale gesellschaftliche und wirtschaftliche Verhältnisse gegeben sind, aber Neid, Mißgunst und Rache die Haupttriebfedern zu Verfahren darstellen, für welche die Parteien sich obendrein oft

Ihr redet vom Klima eures Betriebes sehr sachlich, sehr fachlich, sehr weise und wahr. Ach, sagt euch am Tage auch mal was Liebes, der eine dem andern, und alles ist klar.

Ihr redet vom Klima unter Kollegen und zeigt dabei sehr viel Verstand und auch Witz. Ihr solltet euch zueinander bewegen, die Luft wäre rein, wie nach zündendem Blitz. In Sturm und Kälte, da muß man ja frieren, macht eure Herzen den andern auf! Meint nicht, ihr könntet Respekt verlieren, die Wärme nur gibt dieser Welt ihren Lauf.

Hans Kosel
Verkauf Registratur

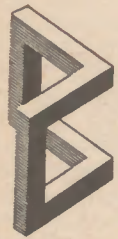


stand als auch über die Verteilung der Verfahrenskosten einigen.

Es soll nicht verkannt werden, daß es Fälle gibt, in denen der einzig richtige Ausgang eines Privatklageverfahrens nur ein gerichtliches Urteil ist, das auf Verurteilung des Rechtsbrechers lautet, weil sein Verhalten unbedingt Sühne durch eine Freiheits- oder Geldstrafe verlangt. Oft ist auch eine Bestrafung der einzige Weg, den Rechtsbrecher vor neuen Straftaten zu warnen. Demgegenüber wird aber bei den weitaus meisten Privatklagen die Wirkung eines gerichtlichen Urteils für die Zukunft überschätzt. Denn eine Bestrafung des Gegners ruft sehr oft dessen Erbitterung hervor, und der Privatkläger erreicht durch ein Urteil nur das Gegenteil der erstrebten Ruhe und Unterlassung weiterer Beleidigungen, Körperverletzungen, Bedrohungen und sonstigen Feindseligkeiten. Ein Gerichtsurteil wirkt in Privatklagefällen nur selten Wunder. Die „Wunder“ müssen vielmehr von den streitenden Parteien selbst vollzogen werden.

Nicht zuletzt sollte jeder vor Erhebung einer Privatklage sich der ungeheuren Verantwortung bewußt werden, die das Gesetz ihm auferlegt, wenn es ihm mit dem Antrags- und Klagerecht die Ermächtigung gibt, an Stelle des Staatsanwaltes den Schuldigen einer Bestrafung zuzuführen, die diesem neben der Strafe als solcher vielleicht erstmalig eine Eintragung ins Strafregister einbringt. Eine solche Eintragung ins Strafregister hat nämlich für den Betroffenen unter Umständen gewichtige nachteilige Folgen, besonders in beruflicher Hinsicht, die oft in keinem Verhältnis zu der von ihm begangenen Straftat stehen.

Letztlich sind die Häufigkeit der Privatklageverfahren sowie die Art und Weise, wie sie durch- und zu Ende geführt werden, ein Gradmesser für die sittliche Reife eines Volkes, für die jeder einzelne als Staatsbürger mitverantwortlich ist.



Stahl auf der Interbau

Die Industrierausstellung Berlin zählt nun schon seit Jahren zu den traditionellen Herbstveranstaltungen der ehemaligen Reichshauptstadt. Die Eisen- und Stahlindustrie wurde jeweils durch einen Gemeinschaftsstand der Beratungsstelle für Stahlverwendung eindrucksvoll vertreten. Im Zusammenhang mit dem Wiederaufbau des Berliner Hansaviertels erfuhr die Ausstellung unter der Bezeichnung „INTERBAU-Industrierausstellung“ in diesem Jahr ihre besondere thematische Ausrichtung. Deshalb wurde die Gemeinschaftsschau unserer Industrie unter dem Gesichtspunkt der Verwendung von „Eisen und Stahl im Bau“ gestaltet, die die ganze Breite der neuen riesigen Betonhalle (Berlin-Halle) mit einer Fläche von 1500 qm einnahm. Sie konnte als eine Fachschau für die Stahlverwendung im Bauwesen angesprochen werden, der eine Abteilung „Nichtrostender Stahl in der Architektur“ angeschlossen war.

Die Ausstellung versinnbildlichte wohl erstmalig in zusammenfassender Darstellung die moderne Entwicklung auf allen Gebieten des Bauwesens, die durch die Verwendung von Stahl möglich geworden ist: Die Entstofflichung. Sie entspricht sowohl dem modernen Baustil als auch den Forderungen der Wirtschaftlichkeit im Bauen, bedeutet aber andererseits, daß sich der

Kraftfluß auf wenige hochbeanspruchte Elemente konzentriert. Für diese hochbeanspruchten Elemente eignet sich kein Baustoff besser als der Werkstoff Stahl. Stahl zeigt ein hervorragendes

Verhalten gegenüber allen Beanspruchungsarten, die im Bauwesen auftreten: Zug, Druck, Biegung, Knickung und Torsion.



Unter dem Thema

Sonderheiten im Automobilbau

stand die Werkstoffschau der Edelstahl-Vereinigung, deren Mitglied wir sind, auf der diesjährigen Internationalen Automobil-Ausstellung. An einer Reihe von ausgewählten Beispielen wurde der Beitrag veranschaulicht, den die Edelstahlindustrie zur Entwicklung des Personen- und Lastwagenbaues insbesondere im Hinblick auf seine Rationalisierung und die Steigerung der Leistung und Verkehrssicherheit geleistet hat.

Der Autofahrer nimmt es heute als selbstverständlich hin, daß er bereits für drei- oder viertausend Mark einen

kleinen, für sechs- bis siebentausend einen mittleren und für zehn- bis zwölftausend schon einen großen und starken Wagen kaufen kann, und daß ihn dieses Fahrzeug dann 100 000, 200 000 Kilometer und noch weiter über gute und schlechte Straßen, über Berg und Tal trägt, ohne ihn jemals Gefahren auszuliefern, die auf schlechten Werkstoff oder unzulängliche Konstruktion zurückzuführen wären.

So ganz selbstverständlich ist das jedoch gar nicht. Wer einmal in die Motorenwerkstatt, das Karosseriewerk und die Montagehalle einer größeren Automobilfabrik Einblick genommen hat, der ahnt, welche gewaltige geistige Arbeit erst das schnelle und sichere Auto von heute ermöglichen konnte. Diese geistige Leistung beschränkt sich jedoch nicht etwa auf die Fertigung des Fahrzeuges selbst. Sie setzt schon wesentlich früher ein, nämlich bei der Erzeugung der Werkstoffe sowohl für die Fahrzeugteile als auch für die Werkzeuge.

In der Hauptsache ist es Stahl, der mit Stahl bearbeitet wird. Trotz der Stämme Gleichheit von Werkstück und Werkzeug ergibt sich daraus, daß es sich hier nicht um einen Werkstoff von gleicher Beschaffenheit, nicht um Stahl schlechthin handeln kann, sondern um

eine Vielzahl von Stählen, die zwar alle auf dem gleichen Grundelement beruhen, aber für die verschiedenartigen Anforderungen, die der jeweilige Verwendungszweck an sie stellt, entwickelt sind. Es sind Edelstähle mit höchster Qualifikation gerade in den Eigenschaften, die beim Gebrauch gefordert werden, sei es in einem Motor- oder Fahrzeugteil, oder sei es in einem Werkzeug zu seiner Herstellung.

Die Automobilindustrie ist in unserem Erzeugungsbereich ein bedeutender Abnehmer für Präzisionsstahlrohre. Voraussichtlich im nächsten Heft werden wir in der Reihe „Ein Blick auf den anderen Arbeitsplatz“ über unsere Präzisionsrohrzieherei berichten.

„Kongreß für Arbeitsschutz und Arbeitsmedizin 1957“

An dem im Oktober in Düsseldorf stattfindenden Kongreß nehmen auch namhafte Persönlichkeiten des Auslandes wieder teil. Er hat dieses Mal erhöhte Bedeutung, weil in Deutschland zur Zeit tiefgreifende Diskussionen über eine Umgestaltung betrieblicher Sozialpolitik stattfinden.

Die bisherigen Gespräche stellten übereinstimmend fest, daß dem Gesundheits- und Arbeitsschutz in der gewerblichen Wirtschaft im Kranz der betrieblichen Sozialleistungen besondere Bedeutung zukommt. Der Kongreß bietet seinen Teilnehmern eine gute Gelegenheit, sich über besonders aktuelle Fragen der Arbeitsmedizin und des Arbeitsschutzes eingehend zu informieren.

mieren, Forschungsergebnisse kennenzulernen und spezielle Fachprobleme zu diskutieren.

Die für Europa bisher größte Ausstellung von Geräten und Artikeln des Gesundheits- und Arbeitsschutzes ist dem Kongreß angegliedert.



Wir und die Straße

Mit der zunehmenden Motorisierung des Straßenverkehrs erlangt die Befolgung der Verkehrsvorschriften immer größere Bedeutung. Als besonderer Mangel wurde in Deutschland das Fehlen eines Taschenbuches (eine volkstümliche Verkehrsfibel) empfunden, das in klarer, für jedermann verständlicher und knapper Fassung nicht nur die wichtigsten Verkehrsregeln bringt, sondern auch besonders dem Fußgänger und Radfahrer den Blick hinter der Windschutzscheibe vermittelt.

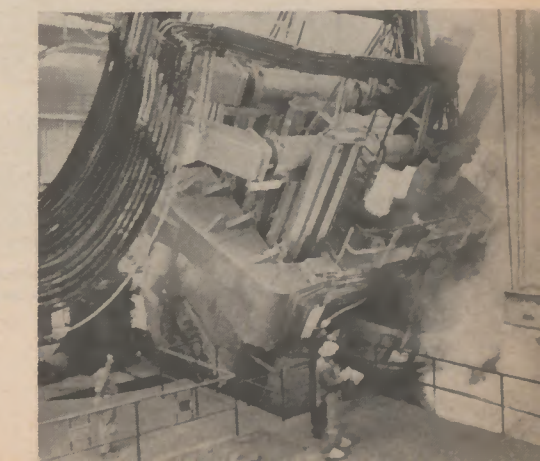
Dieses amtliche Taschenbuch für alle im Straßenverkehr liegt jetzt vor.

Es enthält die wichtigsten Verkehrsregeln getrennt nach Fußgängern, allen Fahrzeugbenutzern, Kraftfahrern, Radfahrern und der Landbevölkerung und bringt darüber hinaus leicht verständliche Erläuterungen des Bremsweges, des Überholvorganges und der kinetischen Energie. Mit besonderer Sorgfalt wurden die wichtigsten Verkehrszeichen in den Text eingebaut.

Die Regeln stimmen mit den gesetzlichen Vorschriften der Straßenverkehrs-Ordnung (StVO) und der Straßenverkehrs-Zulassungs-Ordnung (StVZO), sowie der heutigen Verkehrsrechtsprechung überein. Das Taschen-

buch für alle dürfte besonders wertvoll sein für die große Menge der Fußgänger, Radfahrer und Mopedfahrer, die keinen Führerschein besitzen und daher auch nicht in einem Fahrkursus mit diesen Vorschriften bekannt gemacht worden sind. Es will sich aber auch an die Vielzahl der älteren Kraftfahrer wenden, deren Führerschein schon viele Jahre alt ist und die in diesem Büchlein die zwischenzeitliche Entwicklung nachlesen können. („Wir und die Straße“ im Verlag Kultur und Wissen GmbH, Frankfurt a. M., 32 Seiten mit mehrfarbigen Abbildungen im Taschenformat, Schutzpreis DM 0.40). Für Verbesserungsvorschläge zum Inhalt ist das Taschenbuch mit einem Preisausschreiben verbunden. (BVW-PD)

Nachdem unser Werk 1953 die Rechtsform der Aktiengesellschaft aufgab und in eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung umgewandelt wurde, entfiel von diesem Zeitpunkt an die gesetzlich vorgeschriebene Veröffentlichung unserer Bilanzen. Die Inbetriebnahme des ersten Lichtbogenofens in Reisholz gab deshalb Ende Juli den Anlaß zu einer Einladung an die Wirtschaftspresse, um ihr das neue Stahlwerk zu zeigen und um erstmalig wieder über die Lage des Unternehmens zu berichten.



Keine Schädigungen durch Röntgen-Reihenuntersuchungen

In der letzten Zeit berichten einzelne Tageszeitungen in sich widersprechender Weise über eine angebliche Gefährlichkeit von Röntgen-Reihenuntersuchungen. In diesem Zusammenhang ist es interessant festzustellen, daß oftmals die gleichen Zeitungen die Gefahr schwerer Strahlenschädigungen bagatelisieren. Die Berichte haben bei unseren betriebsärztlichen Kollegen unserer Mitgliedsbetriebe, die bisher regelmäßig an den Röntgen-Reihenuntersuchungen teilnahmen, eine verständliche Unruhe und Zweifel an der Notwendigkeit von Röntgen-Reihenuntersuchungen ausgelöst.

In den Berichten über eine angebliche Gefährlichkeit von Röntgen-Reihenuntersuchungen nehmen wir wie folgt Stellung:

Nach Auswertung von über 15 Millionen Röntgen-Reihenuntersuchungen durch die Röntgen-Reihenbildstelle der Eisen- und Stahlindustrie, nach modernen Erkenntnissen der medizinischen Fachwelt und nach Veröffentlichungen in der internationalen medizinischen Fachliteratur sind Schädigungen als Folgen von Röntgen-Reihenuntersuchungen bisher in keinem Falle bekanntgeworden.

Die jährlich wiederholten Röntgen-Reihenuntersuchungen haben sich im Gegenteil außerordentlich günstig ausgewirkt. Es ist gelungen, die noch dem Kriege fehlende Zahl von Tuberkuloseerkrankungen vor allem Dingen in den von uns regelmäßig erteilten industriellen Untersuchungen auf ein Minimum zu reduzieren und gleichzeitig wichtige wissenschaftliche Erkenntnisse über die Früherkennung des Lungentuberkulose zu sammeln.

Nachdem ist, daß die Strahlendosis für eine Röntgenaufnahme nur über Bruchteile von Sekunden (20-30 Sekunden) und dabei nur im Bereich der Brustorgane wirksam kann. Diese kurzzeitig freigesetzten Röntgenstrahlen bilden keine Gefahr für die Gesundheit des Menschen.

Nach Forderung des Deutschen Zentralkomitees zur Bekämpfung der Tuberkulose wurde festgestellt, daß das Zentralinstitut geeignete Maßnahmen vorbereitet, um der erteilenden Berichterstattung über die angebliche Gefährlichkeit von Röntgen-Reihenuntersuchungen Einhalt zu gebieten.

RÖNTGEN-REIHENBILDSTELLE
der Eisen- und Stahlindustrie

Vom Holzscheibenwagen zum Automobil

Schon in der Steinzeit war das Rad als hölzerne Vollscheibe bekannt. Man zersägte damals runde Baumstämme und benutzte die dadurch entstandenen Holzscheiben als Räder von primitiven ein- und zweirädrigen Karren. Im Jahre 2700 v. Chr. baute man bereits einen Kastenwagen, und 1300 v. Chr. waren im vorderen Orient die Speichenräder bekannt. Aus der früheren Bronzezeit ist der Bau von zweirädrigen Kampfwagen und vierrädrigen Transportwagen historisch überliefert, und aus der altägyptischen Zeit wissen wir, daß man damals die von Menschenkraft bewegten ein- und zweirädrigen sogenannten „Götter- und Herrscherwagen“ benutzte.

Später wurden die Wagen immer bequemer. Im Jahre 1447 n. Chr. baute man in dem ungarischen Ort Kocs bei Raab die ersten in Riemen hängenden Gefährte, die „Kocsi“ genannt wurden. Die deutschsprechende Bevölkerung hat diese Wagen nach der deutschen Bezeichnung des Ortes „Gutschen“ genannt. Im Jahre 1580 tauchten diese Fahrzeuge dann in England auf und wurden dort unter dem Namen „Coaches“ bekannt. Von nun an begann eine schnellere Entwicklung der Fortbewegungsmittel als in den Jahrhunderten vorher. 1650 führte Sauvage, der in Paris in dem Hotel „Fiacre“ wohnte, die „Gutschen“ in Paris zur Personenbeförderung ein. Dort nannte man sie „Fiaker“. 1704 benutzte Kaiser Josef I. auf einer Reise von Wien nach Landau einen neuen Wagentyp, der unter der Bezeichnung „Landauer“ bekannt wurde.

Revolutionierend wirkte aber erst das Zeitalter der technischen Erfindungen, vor allem auf dem Gebiete des mechanischen Antriebs: 1706 hatten der Franzose Papin und der englische Ingenieur Savery die Dampfkraft entdeckt, 1777 entwickelte James Watt die erste Kolbendampfmaschine und 1803 und 1804 erbaute der Engländer Trevethick die erste Lokomotive. Zwar wurde die Entwicklung des Eisenbahnwesens durch die Gesetzgebung stark eingeschränkt — z. B. mußte vor jeder Lokomotive ein Mann mit einer roten Fahne zur Warnung der Verkehrsteilnehmer laufen, — aber 1829 entstand in

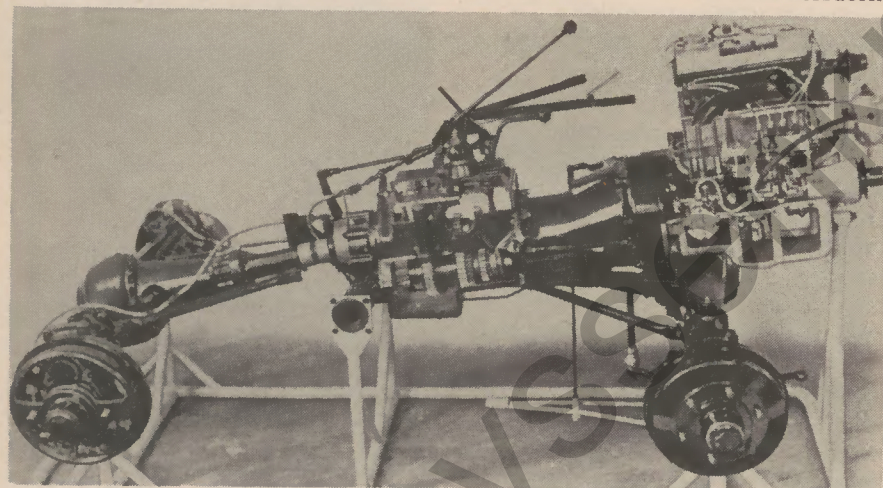
der Stevenson'schen „Rocket“ die Urform der Eisenbahn-Lokomotive, wie sie ihren Siegeszug durch die ganze Welt antrat.

1860 erfand der Franzose Lenoir eine mit Leuchtgas angetriebene Kraftmaschine, die von dem Deutschen August Otto in den Jahren 1864—76 erheblich verbessert wurde. 1876 schuf Otto selbst den Viertakt-Gasmotor, der nach ihm den Namen „Otto-Motor“ erhielt. 1885 erfand Gottlieb Daimler das erste Krafttrad mit Petroleummotor und 1886 den ersten Kraftwagen, der ebenfalls durch einen Petroleummotor über Vorgelege und Riemenantrieb bewegt wurde. Dieses Fahrzeug ähnelte einer Kutsche mit Drehschemel-Lenkung. In demselben Jahre — 1886 — erbaute Karl Benz den ersten Kraftwagen mit Benzin-Motor und Glührohrzündung.

Nachdem schon seit 1845 Vollgummiereifen für die damaligen Gala-Wagen im Gebrauch waren, erfand 1888 der englische Tierarzt John Boyd Dunlop den „Pneumatic“. 1893 gab Rudolf Diesel seine Erfindung des Verbrennungsmotors ohne Fremdzündung bekannt. Maybach verbesserte den Benzin-Motor durch seine Erfindung des „Spritzdüsen-Vergasers“, der an die Stelle des Oberflächenvergaser trat, während Robert Bosch durch die Kerzenzündung an Stelle der bisherigen Glührohrzündung den Grundstock für die Entwicklung der elektrischen Anlagen des Automobils legte.

Im Jahre 1897 nahm dann die „Nähmaschinen- und Fahrradfabrik von Adam Opel“ in Rüsselsheim die Kraftwagenerzeugung auf. Mit der damit beginnenden industriellen Fertigung des Kraftwagens wurde die Basis für die Motorisierung Deutschlands geschaffen. 1924 wurde gleichfalls bei Opel — und zwar mit dem Laubfroschmodell — die serienweise Herstellung von Kraftfahrzeugen am laufenden Band erstmalig in Europa eingeführt. Und dann begann der eigentliche Siegeszug des Automobils, das mit seinen letzten Neuerungen und einem allen Anforderungen gerecht werdenden Komfort wirklich als ein Wunderwerk der Technik bezeichnet werden kann.

G. F. Bewersdorff



Ein betriebsfertiges — hier nur zur Verdeutlichung der inneren Vorgänge aufgeschnittenes — Modell eines neuzeitlichen Automobil-Motors bzw. des Fahrgestells (Foto: Daimler-Benz AG)

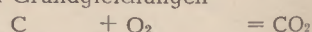
Heinrich Feldbusch
Chem. Labor Oberbilk

(Fortsetzung der in Heft 28 begonnenen kleinen Kraftstoff-Kunde)

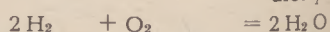
Kraftstoff und Motor

Die Verbrennung der Kraftstoffe im Motor ist eine Oxydation, d. h. eine Vereinigung der Elemente, aus denen der Kraftstoff besteht, fast ausschließlich Kohlenstoff und Wasserstoff mit dem Sauerstoff der Luft. Dabei wird die chemische Energie der Kraftstoffe in Form von Wärme frei und in den Motoren zum Teil in Arbeitsleistung umgewandelt. Zum größten Teil geht sie über die Auspuffgase und die notwendige Kühlung verloren.

Die Verbrennung der Anteile an Kohlenstoff und Wasserstoff in den Kraftstoffen kann eine vollständige sein, d. h. der Kohlenstoff verbrennt vollständig mit Sauerstoff zu Kohlensäure, der Wasserstoff zu Wasser nach folgenden Grundgleichungen



Kohlenstoff + Sauerstoff = Kohlensäure (Kohlendioxyd)

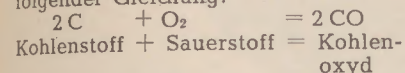


Wasserstoff + Sauerstoff = Wasser

Je nach der Zusammensetzung der Kraftstoffe sind die anfallenden Mengen an Kohlensäure und Verbrennungswasser verschieden.

Mit Wasser fährt es nicht

Die Verbrennung wird unvollständig, wenn Luftmangel herrscht. Dann verbrennt ein Teil des Kohlenstoffs nach folgender Gleichung:



Hierbei wird je kg Kohlenstoff nur eine nutzbare Wärme von rund 2100 statt 8000 W.E. bei vollständiger Verbrennung entwickelt. Es ist daraus zu ersehen, daß eine unvollständige Verbrennung des Kraftstoffes stets mit einer geringeren Ausbeute an nutzbarer Energie verbunden ist. Außerdem ist das in den Auspuffgasen enthaltene Kohlenoxyd sehr giftig. Der Diesel-Motor weist infolge des großen Luftüberschusses, mit dem er arbeitet, meist nur geringe Spuren oder gar kein Kohlenoxyd im Auspuff auf. Abgase von Otto-Motoren enthalten ferner meist auch geringe, solche von Diesel-Motoren große Mengen unverbrauchten Sauerstoff.)

Die Zusammensetzung der Abgase, insbesondere ihr Gehalt an Kohlenoxyd, Kohlensäure und Sauerstoff, gibt einen Anhalt für die Beurteilung der Verbrennungsgüte. Durch Geräte, wie z. B. das Orsat-Gerät, kann die Abgasanalyse rasch und einfach durchgeführt werden.

Unvollständige Verbrennung kann sich durch Rußen im Auspuff kenntlich machen. Der Geruch der Abgase kann durch Schwefelverbindungen im Kraftstoff, aber auch durch teilweise unvollständige Verbrennung unangenehm sein. In vielen Fällen hängt der Geruch der Abgase auch von der Vergasereinstellung, der Betriebstemperatur und dem verwendeten Schmieröl ab. Durch magere Vergasereinstellung läßt sich ein schlechter Abgasgeruch teilweise beseitigen, weil dadurch unverbrannte, stark riechende Kraftstoffreste und Ölteilchen verbrannt werden. Geruch im Wageninnern kann hervorgerufen werden durch Öl-, Fett- und Schmutzablagerung am Motor, undichte Kraftstoff- und Auspuffleitungen, fette Vergasereinstellung, abgenutzte Kolben und durch Ansaugen der Abgase in das Wageninnere infolge ungünstiger Karosserieform.

*) **Anteile der Auspuffgase an Kohlensäure und Kohlenoxyd.**
(Nach Bosch, Kraftfahrtechnisches Taschenbuch.)

Abgasanteil	Otto-Motor		Diesel-Motor	
	Leerlauf %	Untere Belastung %	Leerlauf %	Untere Belastung %
Kohlensäure CO ₂	7—8	10—13	4	7
Kohlenoxyd CO	9—10	1—5	0,2	0,1

Das Klopfen im Motor

Das Klopfen ist eine besondere Form der Verbrennung. Es tritt bei Otto-Motoren und Diesel-Motoren auf und äußert sich durch ein Geräusch, das je nach Motor, Betriebsbedingungen und Kraftstoff zwischen feinem Klingeln und hartem Stampfen liegen kann. Trotz annähernd gleicher äußerer Wahrnehmbarkeit liegen dieser Erscheinung beim Otto-Motor andere Ursachen zu Grunde als beim Diesel-Motor und das Klopfverhalten und die Umstände, die es beeinflussen, weisen bei beiden Motorarten große Gegensätzlichkeit auf.

Die klopfende Verbrennung bewirkt eine Überbeanspruchung der Trieb-

treten können. Es kann Stecken der Kolbenringe eintreten, weil das Schmieröl in den Kolbenringen unter dem Einfluß der übermäßigen Erwärmung verkohlt.

Verschiedene Kraftstoffe, wie manche Benzine, Petroleum, Traktorentreibstoff oder Gasöl klopfen im Otto-Motor, andere wieder wie Benzol oder Alkohol verbrennen klopffrei. Daraus ist zu ersehen, daß Art und chemischer Aufbau des Kraftstoffes für das Auftreten des Klopfens ausschlaggebend sind.

Als das Klopfen zum ersten Mal störend in Erscheinung trat, für Kraftfahrzeugmotoren etwa um 1920, behalf man sich zunächst mit Maßnahmen am

Bedingungen des Klopfens im Otto- und Diesel-Motor (nach H. Wilke)

Das Klopfen nimmt zu	
im Diesel-Motor	im Otto-Motor
bei niedriger Verdichtung	bei hoher Verdichtung
bei Drosselung der Ansaugluft	bei Überladung
bei geringer Belastung	bei hoher Belastung
bei hoher Drehzahl	bei niedriger Drehzahl
bei niedriger Ansaugluft-, Kühlwasser- und Zylinderkopf-Temperatur	bei hoher Ansaugluft-, Kühlwasser- und Zylinderkopf-Temperatur
bei Kohlenwasserstoffen mit ringförmigem Aufbau (Aromaten, Naphthene usw.)	bei Kohlenwasserstoffen mit kettenförmigem Aufbau (Paraffine, Olefine)
bei Kraftstoff-Zusätzen wie Bleitetraäthyl, Eisenkarbonyl usw.	bei Kraftstoffzusätzen wie Amylnitrat, Azetaldehyd Äthylnitrat usw.
im Otto-Motor	im Diesel-Motor
Das Klopfen nimmt ab	

werkteile, die stärkere Abnutzung zur Folge haben kann. Zugleich verringert sich die Leistung des Motors, weil die so plötzlich entwickelte Energie vom Kolben nicht rasch genug in Arbeit umgesetzt werden kann. Die unverwendete Energiemenge erhitzt Zylinder und Kolben übermäßig, so daß Schäden am Werkstoff und hoher Ölverlauf auf-

Motor (Zurückverlegung des Zündzeitpunktes, Verringerung der Verdichtung.). Bald aber widmeten sowohl die Kraftstoffchemiker als auch die Motorenkonstruktoren der Bekämpfung dieser Erscheinung erhebliche Forschungsarbeit. Der Kraftstoffforschung gelang die Auffindung besonders klopfester Kraftstoffe, Kraftstoffanteile und -zusätze, zum Teil durch eingehende Aufklärung des chemischen Aufbaues der Kraftstoffe. Die Motorenbauer konnten durch günstige Gestaltung der Verbrennungsräume, durch Beeinflussung der Verbrennung, durch Wahl bestimmter Werkstoffe u. a. die Motoren klopfester und auch unempfindlicher gegen die Eigenart der Kraftstoffe bauen. So kann nunmehr das Klopfen vom Kraftstoff und vom Motor aus bekämpft werden.



Vorbereitung zu einem Fischerfest in dem kleinen italienischen Hafen Carmoglio. Was für die Deutschen der Ochs am Spieß, ist für den Italiener der Fisch in der Pfanne. Hauptanziehungspunkt stellt eine Riesenspfanne von fast viereinhalb Meter Durchmesser dar, in der am Festtag drei Tonnen Fische gebraten werden, die dann kostenlos verteilt werden.

Urlaubsrückblick:

Deutschland hat 50 Millionen Einwohner, allerdings nur im Winter. Im Sommer sind es bloß 48 Millionen, denn zwei Millionen leben während dieser Zeit in Italien. Dieses Scherzwort hindert allerdings nicht, daß es bei uns zu Lande kaum etwas gibt, das mehr verzerrt und verbogen wäre, als unsere Vorstellungen von der italienischen Wirklichkeit, vom Alltag und von der Arbeit im Land unserer deutschen Sehnsüchte.

Wir sprechen von unserem Arbeits-Alltag und denken mit Stolz und schöner Selbstverständlichkeit an Hochöfen, Bergwerke, Fabrikationshallen und bürokratischen Bienenfließ. Unter italienischer Sonne ist das ganz anders, nach unserer Meinung. Man lebt dort mit viel vino und belcanto als Gondoliere, Caprifischer oder in ähnlich mühelos-süßem Nichtstun. Italien ist das Land für Hochzeitsreisende, Globetrotter, Rucksacktouristen und Multi-

millionäre. Die Fremden werden nach Strich und Faden geprellt, die Taschendiebe gehören zum Fremdenverkehr und ein bißchen Betteln, na, warum denn nicht?! Für die Italiener ist es im Sommer zu heiß zum arbeiten und im Winter zu kalt. Und dann stößt man auf ein eigenartiges Wort, und zwar in der italienischen Verfassung vom 1. Januar 1948: „Italien ist eine auf Arbeit gegründete demokratische Republik.“ Arbeit in diesem Land?

Durch wohlgemuten Fleiß

Die italienische Sprache sprudelt wie die Kaskaden der römischen Brunnen. Eines ihrer Worte für schön ist formoso. Was geformt ist, ist schön. Dabei haben nicht lächelnde Götter die verschwenderische Fülle geformter Schönheit über dieses Land ausgegossen. Der italienische Fleiß hat sie geschaffen. Allerdings ist er unbekümmerter, leichter, weniger auffällig als unsere Tüchtigkeit, was wieder nicht ausschließt, daß der Italiener wie die Pose auch das Gigantische liebt, ob er nun das Kolosseum baute, den Petersdom oder den modernen Bahnhof Termini, der mühelos den Verkehr der Weltstadt bewältigt.

Doch der Italiener arbeitet nicht nur um ein großartiges Ergebnis. Er ist nach dem letzten Krieg nicht weniger emsig als wir an den Wiederaufbau herangegangen. Die 6,8 Millionen zerstörten oder beschädigten Wohnräume sind wiederhergestellt und die Produktion der Industrie, die Ende 1945 nur ein Viertel des Vorkriegsstandes erreichte, hat die Ergebnisse des Jahres 1938 längst überschritten. Die italienischen Arbeiter sind in allen Ländern gefragt, allein in der Schweiz arbeiten jährlich 80 000 und im Sommer kommen noch einmal soviel hinzu. Noch nie haben sich Arbeitgeber oder Kollegen über sie beschweren müssen. Francesco lebt genügsam und schickt jeden ersparten Pfennig seiner Familie.

Kolonie im Süden

Wohnt Francesco zu Hause irgendwo in Norditalien, arbeitet vielleicht bei

„Fiat“, dann lebt er wie der sprichwörtliche Gott in Frankreich, sein Namensvetter in Süditalien lebt von hartem Brot und mühevoller Arbeit. Oder er ist gerade wieder arbeitslos. Die Italiener selbst tun so, als sei der Süden ihres Vaterlandes etwas wie eine Kolonie und das Wort meridionale, Südländer, ist beinahe eine abfällige Bemerkung.

Wenn auch das ganze Land arm ist an Bodenschätzen, so gibt es doch im Norden eine gut entwickelte Industrie. Dort sind Werke wie „Olivetti“ mit einer vorbildlichen Sozialfürsorge und dort lebt Graf Gaetano Marzotto, Inhaber der größten Textilfabrik der Welt und zahlreicher anderer Unternehmen, der mit 462 Millionen Lire das größte Privateinkommen versteuert, 25 Prozent höhere Löhne zahlt als andere und mit eigenen Städten und Dörfern so etwas wie ein Sozialparadies geschaffen hat. Im Süden, der für den Italiener schon im Hinterland von Neapel beginnt, gibt es elendste Arbeitsbedingungen, um die sich nicht einmal die Gewerkschaften sonderlich kümmern. Im Norden beeindruckt die fortschreitende Automation kaum jemanden mehr. Im Süden ist der Traktor noch Errungenschaft des modernen Lebens. Aber nur auf dem Feld denkt man hier modern. In den wenigen Fabriken gilt die Maschine noch immer als der böse Feind, der die Arbeiter brotlos macht, und es kann sein, daß unversehens und über Nacht so ein paar neue Maschinen in die Luft fliegen.

Eine Kasse hilft mit 1280 Milliarden

Hier ist das Land, wo nicht nur die Zitronen blühen, ein leidendes Land, das Arbeit braucht und Wasser, eine Notwendigkeit übrigens, auf die die Natur mit den furchtbaren Überschwemmungen immer wieder bitterste Satiren verfaßt.

Dieser Gegensatz zwischen Norden und Süden hat nichts zu tun mit mangelndem Unternehmungsgeist und Fleiß. Die norditalienischen Stadtrepubliken

standen durch alle Jahrhunderte in ständigem geistigen und wirtschaftlichen Austausch mit Frankreich, Österreich und Deutschland. Aus den blühenden Handelsstädten wurden die Industriestädte der Neuzeit. Der Süden dagegen lebte unter altem Feudalregiment, das die Agrarverfassung begünstigte, mit allen nachteiligen wirtschaftlichen Folgen, die auch durch die nationale Einigung nicht beseitigt werden konnten.

Heute soll die „Kasse des Südens“ helfen. Insgesamt 1280 Milliarden Lire sollen im Laufe von 12 Jahren für die unterentwickelten Gebiete aufgebracht werden. Der Boden soll verbessert, Odland erschlossen, Wasserleitungen und Straßen gebaut werden. Umfassende Maßnahmen zur Bodenreform sind gleichfalls im Gange.

Arbeitslose mit Bildung

Nicht zu Unrecht hat man alle Politik dieses überbevölkerten Landes eine Gratwanderung genannt; denn es gibt viele dunkle Flecken im sonnigen Italien, zum Beispiel rund 2 Millionen Arbeitslose, für deren Beschäftigung ein umfangreiches Programm von Notstandsarbeiten aufgestellt wurde. Dabei verfügen unter diesen Arbeitslosen 26 von Hundert über eine höhere Bildung. Man strebt in Italien eher zum Gymnasium als zur Berufsschule. Der Industrie fehlt es an Fachkräften; doch diese Lücke zu schließen fehlt es den intellektuellen Arbeitslosen hinwieder an wirklicher Ausbildung und Examen. Und wer schließlich als Arzt, Apotheker, Anwalt, Richter oder Beamter eine Stelle hat, ist in erschreckendem Maße unterbezahlt. Ein Historiker, Luigi Salvatorelli, hat in Italien den fünften Stand entdeckt: Den vom Zerfall bedrohten Teil des Bürgertums und der Angestelltenschaft, der mittleren Bildungsschichten, der akademischen Jugend. Auf der anderen Seite schließlich nennt die offizielle Statistik 2 Millionen Analphabeten; weit mehr noch vermögen eben ihre Namen zu schreiben und eine Druckseite mühsam zu buchstabieren.

Mamma mia und der Spitzbube

Die Familie aber ist die Stärke Italiens, trotz aller heißen Leidenschaften und Eifersuchtsskandale, — und seine Schwäche. Im nächsten Dorf schon hat der Italiener Heimweh nach Frau und Kindern. Mamma mia ist die beste aller Frauen. Dafür besitzt er aber nicht viel Sinn für den Staat und aller Art öffentlicher Verantwortung. Der Staat ist „Spitzbube“, ganz offiziell.

Eine der Paraden, die der Duce abzunehmen pflegte, war die Parade der Polizeihunde. Gehorsamst zogen sie vorbei und auf ein Zeichen ihrer Herren wandten alle mit blitzenden Augen ihre Köpfe auf den Staatschef. Erst viel später erfuhr man die Ursache dieser eindrucksvollen Bezeugung: Die Betreuer hatten nur ein Wort geflüstert: „Da steht der Spitzbube ...“

Vielleicht nur eine nationale Anekdote. Immerhin, man will auch einen anderen Staat, dessen Repräsentanten in schwarzen Anzügen und Zylinder auftreten, den gleichen Spitzbuben nennen, in aller Freiheit, denn die liebt man in diesem Lande.



Lukullus pflanzt einen Baum

Wenn uns eine Mahlzeit besonders entzückt, dann nennen wir sie eine lukullische Mahlzeit und erinnern uns dabei des römischen Feldherrn Lukull, der eine feine Zunge, einen wählerischen Magen und einen ausgebildeten Sinn hatte für alles, was lecker schmeckte. Aber Herr Lukullus, der sich ums Jahr 70 vor Christi auf dem Gipfel seines Ruhmes befand, war nicht lediglich ein tüpiger, sondern vor allen Dingen ein gütiger, sogar ein tugend-samer Mensch, denn von ihm, dem gebieterischen Heerführer, ist nicht ein einziges Unrecht bekannt, das er einem seiner Gegner angetan hätte. Im Gegenteil, als er am Schwarzen Meer den Übermut des pontinischen Mithridates gedämpft hatte, verbot er seinen Soldaten das Plündern und ließ sie so ausreichend besolden, daß jeder ein Reiseandenken auf redliche Weise erwerben konnte.

Was aber schleppten die Kerle nicht alles aus den Läden und Basaren: Muschelkettchen für die Frauen, tönerne Püppchen für die Kinder, Trinkschalen für die Väter ...

Und so fort. Es war ein so buntes Sammelsurium, daß der große Feldherr die Hände rang: „Jungens, was soll der Firlefanz? Spart lieber euer Geld, bis ihr zu Hause seid!“

Dann zeigte er ihnen einen kleinen Baum, der nicht höher war als eine Staude: „Nehmt euch ein Beispiel an mir: Ich bringe den Römern nur dieses Pflänzchen mit, für das ich lediglich ein Trinkgeld zahlte!“

Da lachten ihn die Soldaten aus: „Was sollen wir mit einem Bäumchen? Die italischen Gärten sind grün genug!“

Lukullus ließ sie spotten. Lächelnd trug er sein Bäumchen aufs Schiff und dachte: Es mag stimmen, daß ich gerne gut esse und trinke; wann immer ich aber sparsam war, geschah es mit Überlegung.

Bald wurden die Anker gelichtet, und als der Feldherr wieder nach Rom

kam, pflanzte er sein sorgfältig gehütetes Stämmchen ein, das sich in wenigen Jahren zu einem nützlichen Obstbaum entfaltete.

So kam die Kirsche nach Europa, wo man sie bisher nicht gekannt hatte. Bedenkt man nun, daß es heute über 2 Millionen tragender und alljährlich immer wieder Zinsen bringender Kirschbäume im Abendland gibt, die alle das von Lukullus um 73 v. Chr. aus Kleinasien mitgebrachte Andenken

zum Stammvater haben, dann reicht der klügste Kopf nicht aus, um zu berechnen, wieviel gemünzten, aber auch gesundheitlichen und obendrein noch feinschmeckerischen Nutzen jener Mann bewirkte, der vor über zweitausend Jahren am richtigen Ende zu sparen verstanden hatte. Die Summe würde in die Milliarden gehen.

Der Firlefanz aber, den die Söldner damals für ihr sauer verdientes Geld gekauft hatten, ist längst zerpulvert und vergessen.

Doch Kirschen essen wir Heutigen immer noch. Und sie schmecken uns vortrefflich, wenn nicht gar lukullisch.

7 Millionen Übernachtungen

Nach der nunmehr vom Internationalen Jugendherbergswerk vorgelegten Statistik gibt es 3111 Jugendherbergen in allen fünf Erdteilen mit durchschnittlich 57 Betten in jeder Jugendherberge. Die Übernachtungszahl aller Jugendherbergen der Welt betrug im vergangenen Jahre über 12,75 Millionen, davon entfielen rund 7 Millionen auf die Jugendherbergen der Bundesrepublik Deutschland, über eine Million auf England und Wales und mehr als 400 000 in Österreich, Frankreich, den Niederlanden, Dänemark und Schottland.

Diese stattlichen Zahlen lassen erkennen, wie hoch auch heute noch das Wandern trotz aller Motorisierung im Kurs steht. Wenn wir unsere Kinder für die Anforderungen, die das Leben stellen wird, reif machen wollen, dann können besonders auch durch die Pflege des Wanderns geistige und körperliche Voraussetzungen geschaffen werden, aus denen später immer wieder Erholung und Erneuerung der Kräfte fließen. „Jung gewohnt, alt getan“ das gilt hier in besonderer Weise. Im Wesen junger Menschen liegt es, Entdeckungen machen zu wollen, durch Schauen der Welt zur „Weltanschauung“ zu kommen. Wie man das anstellt, dazu verhelfen die Jahrbücher für 1958 des Deutschen Jugendherbergswerks. Der „Freudenborn“ ist für die 12–15jährigen, das „Ränzlein“ für die 8–11jährigen und „Der Wanderklaus“ für die Schulanfänger.

Früher war es üblich, Kindern für eine Gefälligkeit, um die man sie als kleine und gern dienstbare Geister schon mal bittet, mit einer wertmäßig unbedeutenden Überraschung zu bedenken. Die Erwachsenen nahmen sich die Zeit und machten sich Gedanken darum. Heute drückt man Kindern Geld in die Hand, das gewöhnlich in Eis oder Kaugummi umgesetzt wird. Diese Büchlein, die jedes 30 Pfennig kosten, sind eine den Kindern gemäße Belohnung. Man schenkt Freude und den vielfachen Wert.

Und ein Tip für Weihnachten: „Deutsches Wandern 1958“ ein Bildpostkarten-Kalender in Kupfertiefdruck (DM 2.—). Er schmückt Arbeitsplatz und

Stube. Jede seiner 27 Abbildungen lockt zu unbeschwertem Wandern. Fragen wir uns doch einmal ganz ehrlich: kennen wir eigentlich das Land rundum, in dem wir wohnen und leben? Oder ist dieses Land möglicherweise auch ein weißer Fleck auf der Karte, ein unerforschtes Gebiet? Meist kennen wir die Schönheiten in unserer Nachbarschaft nicht. Weil wir sie nie gesucht und vielleicht nie erwartet haben. Was heißt denn reisen? Auf Entdeckungsfahrt ausgehen. Wir müssen die Welt für uns selbst entdecken. Sie hat unendlich viele Geheimnisse, oft ganz in der Nähe.



Was ist

„Nassauern“



Ein etwas kleinlich-schlaues Verhalten, sich auf Kosten anderer alle möglichen kleinen Vorteile zu verschaffen. Und woher stammt die Redensart? Es heißt, daß die Universität Göttingen früher allen den Studenten, die aus Nassau stammten, das damals noch selbständiges Herzogtum war, gewisse Rechte und Privilegien einräumte, Stipendien gewissermaßen, und da mag es vorgekommen sein, daß der eine oder andere sich gleichfalls in den Genuß solcher Bevorzugungen setzte, ohne aus Nassau zu stammen. Er machte sich so eben selbst zum „Nassauer“.

WIR BEGRÜSSEN NEUE KOLLEGEN

Werk Oberbilk

Baubetrieb

Ahlenkamp, Günter
Ambros, Walter
Berendes, Hans
Benden, Michael
Broich, Siegfried
Eckelmann, Günter
Faßbender, Heinz
Frenzel, Wolfgang
Frerichs, Magnus
Gräßler, Heinz
Gurgel, Erwin
Hartung, Kurt
Hoffmann, Wilfried
Kaeßler, Gerhard
Ketzer, Hans-Jakob
Koch, Friedrich
Krahnert, Horst
Kreutzer, Dieter
Krippahl, Wolfgang
Kuhlberg, Rudolf
Lorenz, Ernst
Michels, Franz
Mosch, Kurt
Muck, Kurt
Müller, Alfred
Nowak, Bernhard
Pahl, Horst
Paschke, Gerhard
Plaumann, Horst
Ruprich, Siegfried
Schuchardt, Günter
Schumann, Alfons
Schutz, Adolf
Siepen, Wilhelm
Spinato, Karl
Staudt, Wilhelm
Strauch, Josef
Tesch, Gerhard
Thiem, Karl-Heinz
Timmerheus, Albert
Volk, Fritz
Wagner, Franz
Zollmann, Wilhelm

Preßbau/Hammerwerk

Bressen, Erich
Brixius, Manfred
Busse, Georg
Fritz, Karl-Heinz
Grun, Eduard
Huth, Otto
Jacobsen, Manfred
Koch, Hans
Koch, Kurt
Kohlhaas, Joseph
Löwer, Karl
Mund, Heinz
Ott, Rolf
Peters, Karl
Schlaizer, Gerhard
Weber, Wilhelm
Wesch, Hans-Jürgen
Zimmer, Albert

Dreherei

Bergmann, Josef
Blaser, Erich
Breuer, Heinrich
Eckert, Helmut
Gronen, Helmut
Nießen, Erich
Rinkenbach, Heinz
Sattler, Manfred
Träger, Günter

Rüdersmiede

Becker, Josef

Kaier, Hubert
Klein, Walter
Königshoeven, Herm.
Tschärke, Gerhard

Elektr. Werkstatt

Boes, Adolf
Kemper, Ferdinand
Kunde, Alfred
Rees, Willi
Leßmann, Friedrich

Sonstige Betriebe

Albrecht, Richard
Eulberg, Erich
Franke, Werner
Hofmann, Alfred
Luxen, Johann
Meyer, Helmut
Miggitsch, Friedel
Mostert, Johann
Otten, Erich
Richter, Ferdinand
Saller, Albert
Schick, Sophia
Schiederer, Lotte
Schmidt, Alfred
Schneider, Detlef
Walbröhl, Paul
Wölki, Günter
Ziller, Else

Werk Reisholz

Presserei

Beyer, Peter
Breunig, Winfried
Crone, Friedrich
Deffke, Gerhard
Hahn, Martin
Hahn, Werner
Heß, Wilhelm
Hock, Günter
Kunart, Alfred
Lampenscherf, Theodor
Ortscheid, Joachim
Schwerdtfeger, Werner
Skwirblis, Hans Erich
Stegemeier, Walter
Westphal, Günter

Walzwerk

Damerau, Erich
Engels, Hans
Helm, Alfred
Henniger, Walter
Mudulla, Manfred
Neu, Waldemar
Palm, Dieter
Penz, Adolf
Pngratz, Werner
Siedschlag, Günther
Schimkus, Hans-Georg
Schmidtberg, Wilhelm
Stünzner, Kurt
Voigt, Werner
Wofers, Hubert
Wolf, Günther

Rohrwerk Transport

Becker, Rudi
Bergemann, Erwin
Berlinsky, Manfred
Bigott, Walter
Hirschfeld, Johann
Kinnauer, Karl
Krumrey, Erich
Kühn, Adolf
Leyendecker, Paul

Lünnig, Waldemar
Marx, Heinz
Merschel, Heinz
Michels, Erwin
Müller, Hans
Schnettler, Franz
Seissing, Siegfried
Sommerfeld, Siegfried
Strecker, Heinz
Totzauer, Ernst

Schlosser-Werkstatt

Altgen, Willi
Breisig, Max
Fey, Robert
Großheim, Paul
Junk, Rudolf
Keusgen, Werner
Kuffeld, Wolfgang
Link, Harry
Lohmar, Franz
Makowski, Heinz
May, Willi
Michels, Alwin
Moll, Willi
Schnorr, Lothar
Schönplugh, Horst
Schweißfurth, Norbert
Stern, Erich
Telchner, Ludwig
Tillmann, Paul
Uttscheid, Richard
Winz, Manfred
Wüstefeld, Horst

Elektro-Stahlwerk

Barbick, Paul
Böhnert, Efrain
Broich, Hans-Wilhelm
Brotkorb, Joachim
Bothe, Fritz
Brückner, Otto
Davertzhoven, Willi
Fuchs, Peter
Gang, Manfred
Groß, Alois
Guggenberger, Felix
Grothophorst, Hans
Hansen, Arnold
Hänel, Heinz Arthur
Henke, Karl-Theo
Hilpert, Horst
Hitzges, Georg
Hodzelmanns, Werner
Huxhagen, Adolf
Jürgens, Ernst
Kawitzke, Hans
Keßler, Anton
Kurapkat, Otto
Löber, Walfried
Michels, Alois
Mißfelder, Heinz-Walte
Mones, Karl
Penke, Erich
Rautenberg, Hans
Reins, Manfred
Rosenbaum, Wilhelm
Seifert, Hans
Schaub, Günter
Scheibel, Kurt
Schlechter, Klaus
Schubert, Fritz
Stahn, Bernhard
Stegmann, Karl-Heinz
Theissen, Max
Tonn, Willi
Treppschuh, Egon
Weiland, Heinrich
Wiesner, Willi

Wetzig, Peter
Wingartz, Heinrich-Jos

Mech. Werkstatt

Büchau, Björn
Fischer, Ludwig
Kinzel, Josef
Kreitzberg, Werner
Linke, Hans
Wallenborn, Klaus

Elektr. Werkstatt

Autsch, Hans
Bausch, Heinz
Claes, Ferdinand
Knauth, Horst
Pauli, Wilhelm
Pohlmann, Horst
Schmidt, Werner

Rohr-Kaltzieherlei

Adam, Dieter
Ahrens, Friedrich
Bielski, Paul
Blumentrath, Karl-Hein
Borutta, Kurt
Dorenbach, Peter
Engels, Bernhard
Engemann, Manfred
Franke, Alfred
Halver, Günter
Henkelmann, Werner
Hennig, Helmut
Jaschinski, Johann
Landvoigt, Hermann
Mertens, Karl-Heinz
Pepko, Edmund
Pfeiffer, Siegfried
Schaafe, Günther
Steinfurt, Klaus-Dieter
Wiemann, Gerhard
Zimmermann, Albert

Rohr-Wärmzieherlei

Buchholz, Werner
Fabian, Wilhelm
Merten, Wilfried
Schönfeldt, Wolfgang
Schulte, Wilhelm
Spleit, Rudolf
Wingartz, Horst

Rohr-Adjustage

Adam, Anton
Aue, Reinhold
Bender, Helmut
Brand, Josef
Everding, Paul-Heinz
Jürgens, Werner
Keßler, Paul
Kermer, Theodor
Krimm, Wilhelm
Kühn, Rainer
Mittag, Fritz
Müller, Josef
Otto, Sieghard
Römer, Rolf
Schlose, Friedrich
Schumacher, Karl-Josef
Weißnich, Franz
Wingartz, Helmut

Rohr-Kardan-Betrieb

Bache, Joachim
Bruchert, Klaus
Erdmann, Otto
Erhardt, Karl
Häfner, Kurt
Jarausch, Gotthard
Klings, Hans-Josef
Latuszek, Horst
Lerm, Willi

Podschadel, Manfred
Schmitz, Helmut
Stenzel, Josef
Wiedenbergh, Klaus
Wollschläger, Albert
Zündorff, Wolfgang

Reduzierwalzwerk

Bähren, Werner
Böhm, Kurt
Dilger, Paul-Heinz
Fritz, Otto
Gallon, Felix
Keutmann, Franz
Kuske, Manfred
Lämmken, Horst
Lemser, Gerhard
Ogunthe, Lothar
Patzwahl, Kurt
Senska, Hermann
Simon, Paul
Schwippert, Bernd
Schmidt, Alois
Wasser, Emil
Zimmermann, Günter

Sonstige Betriebe

Alberts, Klaus
Bauer, Franz Xaver
Bruns, Wolfgang
Bütt, Hans-Jürgen
Clemens, Wilhelm
Damnitz, Hildegard
Diel, Gerd
Freund, Herbert
Groß, Josefa
Günther, Willi
Hartenfels, Josef
Hofer, Franz
Hörnchen, Hans
Hueßmanns, Hildegard
Hufen, Helmut
Kemmerling, Wilfried
Klein, Günter
Klosa, Ruth
Knape, Albert
Knopp, Maria
König, Hermann
Krekel, Adolf-Hobert
Krumies, Josef
Kump, Johann
Langhelm, Werner
Michels, Jürgen
Müller, Hans-Dieter
Reichert, Klaus
Richmann, Manfred
Senter, Margarete
Sichmann, Johann
Vlecken, Johann
Wahlers, Willi
Winterstein, Friedhelm
Woitalla, Franz
Zimmermann, Karl

Angestellte

Dipl.-Ing. Becker, Herm.
Below, Eva
Dümpelfeld, Rudolf
Gohl, Erich
Grebe, Hiltrud
Gründel, Hans
Haimann, Hans
Haßhoff, Hans-Joachim
Heinrichs, Rolf
Koch, Günter
Ing. Nalbach, Herm.
Prentzel, Ludwig
Reppin, Wilma
Rosumek, Margarete
Ing. Sieburg, Günter
Schiffer, Herbert
Ing. Thöneböhn, Heinr.
Trotno, Hildegard

Durch den Tod gingen von uns

Otto Heil

Elektriker am 3. 6. 57 Werk Oberbilk

Wilhelm Elberding

Pensionär
zul. Dreher am 3. 6. 57 Werk Reisholz

Johann van Look

Rohrwerksarbeiter am 4. 6. 57 Werk Reisholz

Wilhelm Wildhagen

Schlossereiarbeiter am 9. 6. 57 Werk Reisholz

Peter Heimersheim

Pensionär
zul. Rohrwerksarb. am 23. 6. 57 Werk Reisholz

Heinrich Blech

Pensionär
zul. Meister am 1 7. 57 Werk Oberbilk

Georg Wiegand

Pensionär
zul. Fahrradwächter am 2. 7. 57 Werk Oberbilk

Ferdinand Senter

Schlossereiarbeiter am 5. 7. 57 Werk Reisholz

Walter Thierbach

Prokurist u. Leiter
der Hauptabteilung
Materialwirtschaft am 23. 7. 57 Werk Reisholz

Josef Pankok

Schlosser am 18. 8. 57 Werk Reisholz

Bernhard Brüggemann

Obergärtner am 29. 8. 57 Werk Reisholz

Franz Trojanek

Pensionär
zul. Elektriker am 1. 9. 57 Werk Oberbilk

Franz Bahr

Pensionär
zul. Pressenführer am 2. 9. 57 Werk Oberbilk

Fritz Kaspar

Bauhilfsarbeiter am 6. 9. 57 Werk Reisholz

Fritz Gärtner

Pensionär
zul. Vorarbeiter am 7. 9. 57 Werk Reisholz

Am 10. Juli 1957 verschied unser Aufsichtsratsmitglied

Bernhard Ackermann

Seit 1953 gehörte er unserem Aufsichtsrat an. Mit seinem reichen Wissen und seinem klugen Rat hat er uns in uneigennütziger Weise zur Verfügung gestanden. Sein großes soziales Empfinden und sein ausgleichendes Wesen haben ihn im Kreise seiner Aufsichtsratskollegen und bei der Geschäftsführung sehr beliebt gemacht.

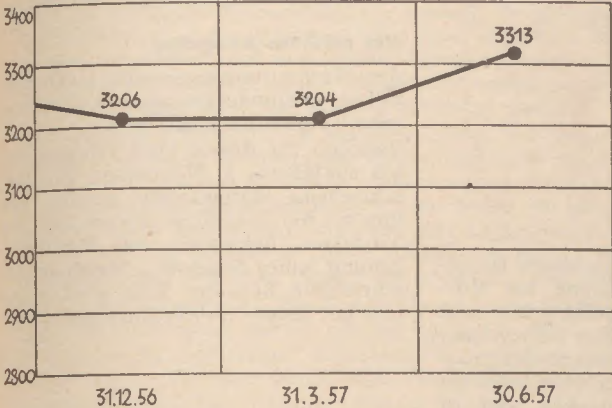
Wir haben in dem Dahingeshiedenen eine gütige Persönlichkeit und einen aufrichtigen Freund verloren, dem wir ein ehrendes Andenken bewahren wollen.



Zahl der Beschäftigten unseres Werkes

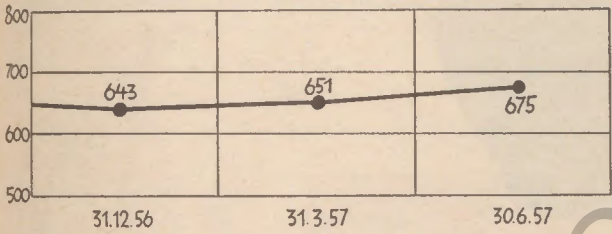
Wichtiges mit wenig Worten

Lohnempfänger einschließlich gewerbliche Lehrlinge



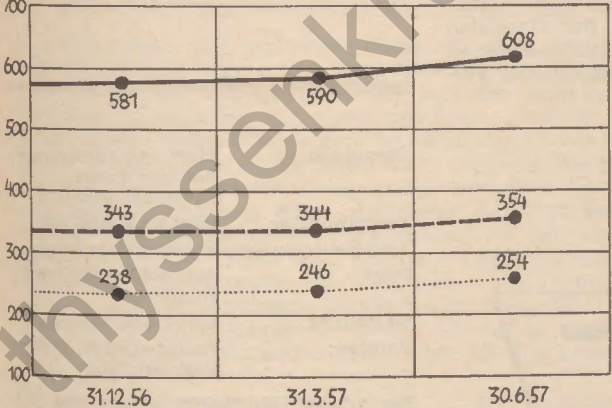
Zugang vom 1. 4. bis 30. 6. 1957 = 307 Arbeiter
Abgang vom 1. 4. bis 30. 6. 1957 = 198 Arbeiter
effektiver Zugang 109 Arbeiter

Angestellte einschließlich kaufmännische Lehrlinge



Zugang vom 1. 4. bis 30. 6. 1957 = 50 Angestellte
Abgang vom 1. 4. bis 30. 6. 1957 = 26 Angestellte
effektiver Zugang 24 Angestellte

Pensionäre und Pensionärswitwen



gesamt: —————
Pensionäre: - - - - -
Pensionärswitwen:
Zugang vom 1. 4. bis 30. 6. 1957 27
(19 Pensionäre
8 Pens.-Ww.)
Abgang vom 1. 4. bis 30. 6. 1957 9 Pensionäre

Aus der Personalabteilung

Ernannt wurden mit Wirkung vom 1. 6. 1957
Dipl.-Ing. **Helmuth Fischer** und **Theodor Hoffmann** zu Betriebsassistenten der Presserei;

mit Wirkung vom 1. 7. 1957
Dipl.-Kfm. **Franz Forst** zum Leiter der Abteilung Kostenauswertung,
Karl Heuser zum Leiter der Bestellsbuchhaltung,
Wilhelm Schaub zum Meister im Elektrostahlwerk,
Friedrich Gottschalk zum Meister im Siemens-Martin-Stahlwerk;

mit Wirkung vom 16. 7. 1957
Ing. **Horst Sommer** zum Betriebsassistenten der Glüherei Oberbilk;

mit Wirkung von 1. 8. 1957
Gustav Lötter zum Meister des Platzbetriebes Oberbilk;

mit Wirkung vom 1. 9. 1957
Dipl.-Ing. **Dietrich Habert** zum Schichtassistenten im Martinwerk Oberbilk,
Friedrich Eifer zum Meister im Martinwerk Oberbilk.

Vom gleichen Zeitpunkt an zählt Dipl.-Ing. **Eberhard Olfe** als Leiter der metallurgischen Abteilung innerhalb der Hauptabteilung Versuchsanstalt zu unseren Mitarbeitern.

Mit Wirkung vom 1. 10. 1957 erhielten Handlungsvollmacht:

Josef Bauer, der von diesem Zeitpunkt an die Abteilung Marktforschung übernahm,

Hans Meier mit der gleichzeitigen Bestellung zum Abteilungsleiter der Verkaufsgruppen Presserei- und Oberbilker Erzeugnisse,

Walter Wiegard mit der gleichzeitigen Bestellung zum Abteilungsleiter der Verkaufsgruppen Gas-, Siede-, Kesselrohre, Rohrstränglingen (In- und Ausland).
Prokurist Adolf Weber übernahm die Aufgaben des im Außendienst bis dahin tätig gewesen verstorbenen Dr. Menzel

Taschenbuchausgabe 1957

Mit der Auslieferung dieser Drucksache wird im Oktober begonnen. Vorliegende Bestellungen für die laufende Übersendung von Nachträgen und Neudrucken werden wie früher automatisch erledigt. Werkangehörige, die das Taschenbuch als Arbeitsmittel erstmalig zu erhalten wünschen, fordern zweckmäßigerweise ein Exemplar schriftlich bei der Werbeabteilung an. Es genügt ein einfacher Zettel, der den Namen und die Angabe enthält, wohin das Buch zu senden ist, — bitte gut leserlich!

Änderung der Verkehrs-(Sprech-) Stunden bei Betriebskrankenkasse Oberbilk

straßenseitig	9—12 Uhr
	13—15 Uhr
werkseitig nur	13—15 Uhr
unverändert bleiben:	
Betriebskrankenkasse Reisholz	
straßenseitig	9—12 Uhr
	13—15 Uhr
werkseitig nur	13—15 Uhr
Hauptkasse	
	9—12 Uhr
	13—15 Uhr
Lohnbüro Oberbilk (außer Donnerstag)	
straßenseitig	8—12 Uhr
werkseitig	13—17 Uhr
Lohnzahlungen an Urlauber u. Kranke	
Freitag	15—17 Uhr
Lohnbüro Reisholz	
straßenseitig	9—12 Uhr
werkseitig	13—15 Uhr
	(außer Donnerstag)
Lohnzahlungen an Urlauber u. Kranke	
Freitag	15—17 Uhr
Sozialabteilung	
	10.30—15.30 Uhr
Alle Angaben gelten für die Tage Montag bis Freitag	
Abteilungen, die von der Straßenseite her keinen Verkehr haben, wurden nicht aufgeführt.	



So sieht der Eingang zum Büro des Betriebsrates Reisholz aus. Diese Tür findet man auf der Werkseite des Verwaltungsgebäudes (Westflügel). Obwohl der Umzug schon vor längerer Zeit erfolgte, weisen wir aus gegebener Veranlassung auf die Veränderung an dieser Stelle nochmals hin.

Freie Lehrstellen

In unserer Lehrwerkstatt sind Ostern 1958 folgende Lehrstellen zu besetzen:

- 5 Starkstromelektriker
- 1 Motorenwickler
- 5 Maschinenschlosser
- 6 Dreher
- 2 Universal-Hobler
- 1 Waagrecht-Bohrer
- 4 Schmelz-Schweißer
- 2 Freiformschmiede
- 3 Werkstoffprüfer
- 2 Chemie-Laboranten (nur gute Mittelschüler)

Die Anmeldungen von Lehrlingen für diese Ausbildungsberufe sind bis zum **30. Oktober 1957**

an die Lohnbuchhaltung Reisholz zu richten.

Da wir nur eine begrenzte Anzahl von Lehrstellen zu besetzen haben, muß die Einstellung vom Bestehen einer Einstellungsprüfung abhängig gemacht werden, zu der die Einladungen nach Abgabe der Bewerbungsschreiben ergehen.

Neues vom

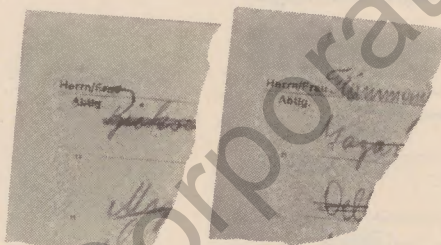


In Vorbereitung ist eine kleine Drucksache, die der Beteiligung am Vorschlagswesen neue Impulse geben soll. Nur zu leicht wird aus der Gewöhnung an den bestehenden Zustand das mögliche Bessere übersehen. Hier aber tut sich ein Weg zur Mitarbeit und zu Nebeneinnahmen auf. Wie er zu finden ist, das sagt die erwähnte kleine Fibel. Sie kommt voraussichtlich bis Ende dieses Jahres zur Verteilung.

Ein bißchen Büropraxis:

Der Umschlag für die Hauspost

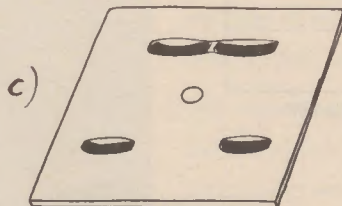
Nicht so sondern so



Durch diese Gegenüberstellung wird der Sinn des Vordrucks verständlich; auch diese Kleinigkeit fällt unter den Begriff Rationalisierung!

Die Heftmaschine

Manchmal ist es zweckmäßig, einen Hauspost-Umschlag mit der Heftmaschine zu schließen. Bekommt die Heftnadel die Form a), läßt sie sich ohne Messer oder Schere nicht wieder öffnen. Meistens wird der Umschlag unbrauchbar. Bekommt sie die Form b), läßt sie sich wie eine Stecknadel herausziehen.



Für die, die es noch nicht wissen: die Platte c), manchmal auch von ovaler Form, läßt sich drehen, je nach Zweck der Heftung (sofern es nicht zu viel Mühe macht, über diesen Zweck schnell nachzudenken!). —ch.

Das Taschengeld u. die Paragraphen

Diesen im letzten Heft der Werkmitteilungen erschienenen Beitrag schrieb **Wolf-Dieter Schmitt**, wissenschaftl. Mitarbeiter Verwaltung Reisholz. Die Angabe des Verfassers war bei der Veröffentlichung versäumt worden.

Die nächste Ausgabe

der Werkmitteilungen wird im Dezember als Weihnachtsnummer mit Jahresinhaltsverzeichnis erscheinen.

Beiträge für dieses Heft erbitten wir bis spätestens 5. November. Handschriebene Manuskripte werden von uns mit der Maschine geschrieben. Der Verfasser bekommt von Veröffentlichung eine Abschrift. Maschinengeschriebene Beiträge bitte zeitzeilig mit einem Durchschlag einsenden.

Herausgeber:	Stahl- und Röhrenwerk Reisholz GmbH. Düsseldorf-Reisholz
Verantwortlich:	Direktor August Best
Erscheinungsweise:	in zwangloser Folge
Druck:	Aussaat-Verlag GmbH, Wuppertal
Gestaltung:	Karl Busch, Wuppertal
Vertrieb:	Postversand im Verlagsstückverfahren

Die WERKMITEILUNGEN dienen der fachlichen Unterrichtung und Unterhaltung der Betriebsangehörigen und werden kostenlos abgegeben.

Diejenigen Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder mit seinen Initialen gekennzeichnet sind, stellen die persönliche Meinung des Autors dar und nicht unbedingt die des Redaktionsausschusses bzw. der Werkleitung.

Bildnachweis: Alle Fotos, soweit nicht anders vermerkt, Werkaufnahmen.

Hilfe! Wir wohnen modern

Heitere Betrachtung einer Respektlosen

Nichts gegen die Dinge, die uns Frauen die Arbeit erleichtern. Ich habe durchaus Hochachtung vor Leuten, die Elektrobacköfen konstruieren und den grauen Alltag einer Hausfrau durch Mixergeräte, Brotröster und elektrische Zitronenpressen bereichern. Von dieser Modernität wollte ich nicht sprechen. Ich möchte nur wissen, ob Sie schon mal modern gewohnt haben.

Ich habe eine Nichte, die ich besuchen mußte. Als ich zu ihr kam und sie mich in ihr Wohnzimmer führte, sagte sie: „Nimm Platz!“ Ich sah mich um und entdeckte wirklich etwas Stuhlähnliches in Kariert. Ein bißchen ausgebeult, in der Mitte ein großes Loch. Meine Nichte klärte mich auf, daß das Loch gesund sei zum Draufsitzen. Ich heuchelte: „Sehr hübsch, der Stuhl.“ Ich wurde aufgeklärt, daß das kein „Stuhl“ sei, sondern „eine Sitze“.

Meine Nichte zeigte mir die Couch. „Das ist eine schöne Couch“, sagte ich nicht ganz ehrlich. „Es ist keine Couch“, sagte meine Nichte, „es ist eine Liege!“ Eine Liege — weil man darauf liegt. Eine Sitze — weil man darauf sitzt. Natürlich, ganz logisch!

Ich blinzelte auf den Teppich. „Netter Teppich“, sagte ich. „Das ist kein Teppich“, erwiderte meine Nichte, „sondern eine Bodenauflage. Du kannst sie jetzt schlecht sehen, weil es dunkel ist. Die Scheibenhänge nimmt das Licht weg.“ Und sie wies stolz auf ihre Gardine, die wie ein Fischernetz aussah. „Wenn es zu dunkel ist, knips doch die Lampe an“, wagte ich zu sagen. „Ich habe keine Lampe, Lampen sind unmodern.“ Ich sah mich um. Nein, sie hatte wirklich keine. Von der Decke hing nur ein Seeigel aus Messing. „Das ist eine Universalleuchte“, erklärte meine Nichte. Dann begab sie sich zu der Tür und drehte daneben den Lichtschalter. „Jetzt kannst du auch die Tapete besser sehen.“



Ich klammerte mich um meine Sitze, um nicht schwindlich zu werden. Breitgedrückte Seesterne und wildgewordene Makkaroni tanzten vor meinen Augen. Ich versuchte mich zu erheben. Die Sitze polterte um und wurde zur Liege. „Was ist mit dir?“ fragte meine Nichte erschrocken. Ich sagte, daß ich etwas trinken wolle. „Komm rüber an die Stehtrinke“, sagte sie. Die Stehtrinke war die Hausbar. Meine Nichte suchte nach dem Korkenzieher (ich sagte aus Versehen schon „Aufmacher“ dazu). Ich krallte mich an den Rand der Stehtrinke, mir flimmerte vor den Augen. „Gib mir endlich eine Trinke voll Kognak“, sagte ich mühsam. Ich kippte den Kognak runter. „So“, sagte ich, „jetzt ist mir wohler.“ „Gefällt dir meine moderne Einrichtung?“ fragte die Nichte. Ich nickte heftig, dabei wurde mir wieder schwindlig. „Du hast auch eine sehr schöne Wandschmücke“, sagte ich und zeigte auf ein Ölgemälde.

„Wenn dir nicht gut ist, Tante Inge ...“ Die Standuhr begann sieben zu schlagen. „Deine Stehticke hat eine schöne Schlagel!“ lallte ich. Und dann wurde mir schlecht. „Ich ... ich möchte mal raus!“ Es war nicht der Alkohol, das weiß ich heute ganz genau. Es war das moderne Wohnen. Ich fand es zum ... Na, jedenfalls zu etwas, was kein gebildeter Mensch schreiben und was kein gebildeter Leser lesen darf.

Meine Nichte begleitete mich in die Diele. Und dann, kurz bevor ich bewußtlos wurde, sagte ich noch etwas, das meine Nichte mit tiefer Hochachtung für mein modernes Wohngefühl erfüllte. Ich sagte ihr diskret: „Ich bitte, liebes Kind, wo ist deine Mache mit Ziehe?“

Inge Karsten (Skn)

Ein Jurist, der einen Politiker sagen hörte, heutzutage müsse der Staat Kapital bilden, da es die Privatleute nicht mehr täten, erwiderte, diese Verwechslung von Ursache und Wirkung erinnere ihn an einen

Strafverteidiger, der für einen jungen Mann, welcher seine beiden Eltern ermordet hatte, auf mildernde Umstände plädierte, weil sein Mandant ja doch Vollweise sei ...



Ein Scherzbold bemerkte kürzlich, es sei durchaus möglich, überhaupt keine Steuer zu zahlen.

Gewiß, die Sache sei nicht einfach. Alles, nur das nicht. Elf Dinge müssen streng vermieden werden. Und zwar:

Trinken Sie nicht.

Essen Sie nicht.

Rauchen Sie nicht.

Kaufen Sie nichts.

Verkaufen Sie nichts.

Arbeiten Sie nicht.

Reisen Sie nicht.

Besuchen Sie keine Vergnügungsstätten.

Wetten und spielen Sie nicht.

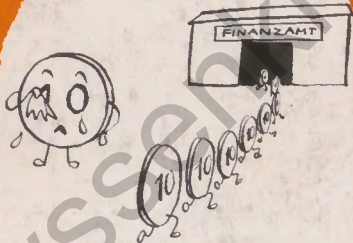
Leben Sie nicht.

Und vor allem:

Sterben Sie nicht.

Der Staat will Ihr Geld

Noch für 1957 werden Änderungen steuerrechtlicher Vorschriften wirksam. Lesen Sie Seite 96. Vielleicht bleibt von einer Mark doch etwas mehr als ein Groschen übrig, nachdem alle Abzüge vorgenommen wurden.



Geh sparsam um mit dem Groschen! sagte ein Kaufmann zu seinem Sohne. Es ist immerhin eine volle Mark, von der nur die Steuern und die Soziallasten abgezogen sind!



Zwischen Menschen und Walfischen ist gar kein so großer Unterschied: Wenn man mal endlich nach oben gekommen ist, wird auf einen geschossen.

*

Hätten Sie bis spätestens 31. August geheiratet, würden Sie für das ganze Kalenderjahr wie ein verheirateter Steuerzahler eingestuft.